ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

MONATSSCHRIFT FÜR DIE WISSENSCHAFT VOM GANZEN ORIENT
UND SEINEN BEZIEHUNGEN ZU DEN ANGRENZENDEN KULTURKREISEN

UNTER MITWIRKUNG VON DR. H. EHELOLF, PROF. DR. R. HARTMANN,
PROF. DR. A. VON LE COQ UND PROF. DR. OTTO STRAUSS HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. WALTER WRESZINSKI

INHALT:

Eine Frauenstatuette mit reliefgeschmücktem Sockel. Von A. Scharff 809

Bildhorizont in einem ägyptischen Literaturwerke um 1100 v. Chr. Von H. Schäfer. 812

Zwei saitische Terrakotta-Gruppen. Von W. Wreszinski 819

Zum Problem der kretischen Kunst. Von M. Pieper 823

Zur Schlacht von Qadeš. Von A. Götze . . . 832

Besprechungen: . . . . . 838—907

Abd el-Halim Kararah, M.: Das Finanzwesen Ägyptens. (B. Moritz) 877

Aiyangar, K.: Manimekhalai in its Historical Setting. (Tarachand Roy) 896

Bhujanga Rao Bahadur s. Chenchiah, P.

Brunton, G., and G. Caton-Thompson: The Badarian Civilisation and predynastic remain near Badari. (E. Baumgärtel) . . 845

Büchsel, F.: Johannes und der hellenistische Synkretismus. (E. Lohmeyer) 865

Camerling, E.: Über Ahnenkult in Hinterindien und auf den großen Sundainseln. (A. Maaß) 900

Caton-Thompson, G. s. Brunton, G.

Challenger, C. G.: The Excellence of revealed Religion. (H. Rust) 865

Chenchiah, P., and R. M. Bhujanga Rao Bahadur: A History of Telugu Literature. (H. W. Schomerus) 898

Chiera, E.: Joint Expedition with the Iraq Museum at Nuzi. (A. Schott) 853

Dirr, A.: Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen. (O. G. v. Wesendonk) 879

Gaudefroy-Demombynes s. Ibn Faḍl Allah al-ʿOmarī.

Ghorbal, S.: The Beginnings of the Egyptian Question and the Rise of Mehemet Ali. (M. Meyerhof) 876

Ginsburg, M. S.: Rome et la Judée. (M. Dibelius) 859

Gurner, C. W.: A Century of Passion. (H. Zimmer) 891

Hambly, W. D.: Origins of Education among Primitive Peoples. (R. Thurnwald) . . 904

Holtzmann, O.: Tamid. (P. Fiebig) 863

Ibn Faḍl Allah al-ʿOmarī: Masālik el Abṣār fi Mamālik el Amṣār I., trad. par Gaudefroy-Demombynes. (R. Hartmann) 873

Johnson, F.: Hitopadeśa. (F. Weller) . . . 892

Kraemer, C. J. s. Westermann, W. L.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite.

Preis halbjährlich RM 24 —; für Mitglieder der DMG RM 22 —. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften an das betreffende Mitglied der Schriftleitung, Rezensionsexemplare und Manuskripte an den Verlag zu richten.

Es ist zuständig: Für Keilschriftforschung Dr. H. EHELOLF, Berlin C 2, Am Lustgarten, neben der Nationalgalerie / für Semitistik, Islamistik und Turkologie Prof. Dr. R. HARTMANN, Heidelberg, Häußerstraße 14 / für den fernen Osten Prof. Dr. A. v. LE COQ, Direktor bei den Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120 / für Indologie Prof. Dr. Otto STRAUSS, Breslau 1, Neue Gasse 8—12 / für Allgemeines, Ägyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik Prof. Dr. W. WRESZINSKI, Königsberg i. Pr. 9, Hufenallee 76.

Jährlich 12 Nummern.

32. JAHRG. NR. 11

NOVEMBER 1929

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1

Religion
Berkeley, Calif.

(Fortsetzung):

Kuo, P. W. s. Soyeshima, M.
Lachmann, R.: Musik des Orients. (J. Müller-Blattau) 840
Langdon, S.: Babylonian Penitential Psalms. (P. Jensen) 848
Macler, F.: Trois conférences sur l'Arménie. (K. Mlaker) 882
Markon, I.: Das Land „Schabat" in den Reisebemerkungen des Athanas Nikitin (1466—1472). (W. Windfuhr) 864
Mukerjee, S. Ch.: Le Rasa. (H. Weller) . . 894
Pedersen, J.: Inscriptiones Semiticae collectionis Ustinowianae. (R. Hartmann) . . 866
Reinhardt, K.: Poseidonios über Ursprung und Entartung. (A. Goedeckemeyer) . . . 842
Rhys Davids, Mrs.: Gotama the Man. (H. Beckh) 883
Ruben, W.: Die Nyāyasūtra's. (Th. Stcherbatsky) 886
Rumpf, A.: Katalog der etruskischen Skulpturen. (E. Löwy) 839
Sachs, C.: Geist und Werden der Musikinstrumente. (J. Müller-Blattau) 840
Schmidt, H.: Das Gebet der Angeklagten im Alten Testament. (C. Kuhl) 856
Smith, M.: Rābi'a the mystic and her fellow-saints in Islām. (H. Fuchs) 867
Soyeshima, M., and P. W. Kuo: Oriental Interpretations of the Far Eastern Problem. (K. Florenz) 900
Ṣubḥī, G. s. Ṯābit b. Qurra.
Ṯābit b. Qurra: Kitāb ad-Daḫīra fī 'Ilm aṭ-Ṭibb, hrsg. von G. Ṣubḥī. (H. Lehmann) 869
T'ang Leang-li: The Foundations of Modern China. (E. Hauer) 903
Unger, E.: Das Stadtbild von Assur. (V. Christian) 852
Weichert, L.: Mayibuye i Afrika! Kehre wieder, Afrika! (F. Mager) 907
Weidenbach, H.: Das Geheimnis der schweren Basis: Das Jery slavenicum! (F. Specht) 838
Wellesz, E.: Byzantinische Musik. (J. Müller-Blattau) 840
Westermann, W. L., and C. J. Kraemer: Greek Papyri in the Library of Cornell University. (F. Zucker) 842

Nachtrag. (V. Christian) 907

Systematische Übersicht:
Aufsätze . . . . . 809—838
Allgemeines, Mittelmeervölker . . . . 838—845
Ägyptologie . . . . . 845—848
Keilschriftforschung . . . . . 848—856
Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum . . . . . 856—866
Semitistik, Islamistik . . . . . 866—879
Kaukasika . . . . . 879—883
Indologie, Malaia . . . . . 883—900
Sinologie, Japanologie . . . . . 900—904
Australien, Afrika . . . . . 904—907

Zeitschriftenschau: Language. Journal of the Linguistic Society of America — Lešōnēnū לשונו — Mélanges de l'Université Saint Joseph — Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen I: Ostasiat. Studien; II. Westasiat. Studien — Oriente Moderno . . . . . 907—911

Zur Besprechung eingelaufen . . . . . 911—912

SOEBEN ERSCHIEN:

Die israelitische Staatsverfassung

In ihrer vorderorientalischen Umwelt

Von Privatdozent Lic. Dr. Kurt Galling / Halle a. S.

64 Seiten. 8°. 1929. Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausg. von der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft. Band 28, 3/4.

Zeichnet in großen Zügen die Entwicklung der innerpolitischen Geschichte Israels und gewinnt von dieser zugleich sozialpolitischen Fragestellung aus neue Probleme und Erkenntnisse. Salomo als Typus vorderorientalischen Absolutismus und Josia als König einer konstitutionellen Monarchie sind die Gegenpole, und das Auf und Ab der Entwicklung wird verlebendigt durch die Heranziehung außerisraelitischen Materials.

Preis brosch. RM 2.60

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

In den nächsten Tagen erscheint:

Hugo Greßmann

Der Messias

(Forschungen zur Religion und Literatur des A. T. und N. T. Herausgegeben von R. Bultmann und H. Gunkel. Neue Folge. Bd. 26.) 1929. XX, 505 Seiten gr. 8°. Geh. M. 33.—; Lwd. M. 36.—

An dem Manuskripte zu diesem Werk hat Prof. Greßmann seit 1922 fast unablässig gearbeitet und in seinem Nachlaß fand es sich bis auf die letzte Durchsicht vollendet vor. Die Herausgabe besorgte Prof. D. Hans Schmidt in Halle. — Das Werk tritt an die Stelle des bald nach seinem Erscheinen vergriffenen Werkes „Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie" und führt die dort begonnenen Forschungen nach neuem Plane bauende zum Ziel. Wie jenes ist es **ein Werk von grundlegender Bedeutung.**

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

OLZ

XXXII / 11 NOVEMBER 1929

Eine Frauenstatuette mit reliefgeschmücktem Sockel.

Von Alexander Scharff.

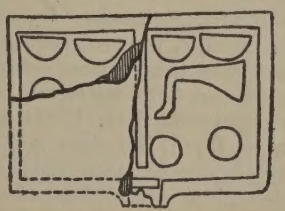
Hierzu 1 Tafel.

Adolf Erman zum 75. Geburtstage.

Die Berliner ägyptische Sammlung erwarb durch Vermittlung Borchardts im Jahre 1925 eine 24½ cm hohe Frauenstatuette aus Kalkstein, deren linke Sockelhälfte samt den Zehen des linken Fußes fehlte. Sie war von einem aus Qurna stammenden Manne gekauft und sollte nach dessen Angabe von Schatb, unweit südlich von Kom Ombo, stammen. Zu meiner Überraschung fand ich in diesem Frühjahr bei einem anderen Händler in Luxor ein Sockelstück mit linkem Fuß, das ich wegen des gleich zu erwähnenden Krokodilreliefs als zu unserer Statuette Inv. Nr. 22578 gehörig erkannte und aus diesem Grunde zum Geschenk erhielt. Das Stück paßt in der Tat bruchlos an das vorhandene größere; es hat nur infolge anderer Lagerung oder anderer Aufbewahrungsart eine weißere Farbe. Somit fehlt jetzt nur noch die vordere Sockelecke vor dem rechten Fuß. Wegen dieses fehlenden Stücks zeigt die Profilwiedergabe auf der beiliegenden Tafel die wegen des vorgestellten Beines künstlerisch weniger vorteilhafte linke Seite. Unterhalb der Waden war die Figur durchgebrochen.

Die nackte Frau ist in der üblichen geradansichtig-vorstelligen Weise dargestellt. Das linke Bein steht vor, die Arme hängen senkrecht am Körper herab mit ausgestreckten Fingern, die an der rechten Hand abgebrochen sind. Der Körper ist an einen 15, 5 cm hohen, 1, 8 cm breiten, glatten, oben wagerecht endigenden Rückenpfeiler gelehnt. Er zeigt leicht schwellende Oberschenkel, nicht so betont dicke wie bei manchen Frauenstatuetten der Äthiopenzeit, rundlichen Bauch, an dessen oberem Rande die Nabelgrube liegt, und zwei weit vortretende Brüste mit plättchenartigen Brustwarzen. Das Gesicht ist umrahmt von dichten, schwarzen Haarmassen, die zwar die besonders großen Ohren freilassen, unter ihnen jedoch wie zwei dicke Wülste über die Schultern nach vorn quellen. Hinten läuft die Frisur in einen kurzen Zopf aus, der auf dem Rückenpfeiler aufliegt. Die Haare sind durch ein 6 mm breites Band hinter den Ohren zurückgehalten. Die Augen sind reliefartig gearbeitet, die Pupillen schwarz gemalt. Die breitflüglige Nase ist leicht bestoßen, die Lippen waren rot bemalt. Allenthalben sind Farbspuren von dem bei Frauen üblichen Gelb auf dem Körper sichtbar.

Eine besonders seltsame Ausgestaltung hat der 3 cm hohe Sockel erfahren. Unmittelbar vor dem vorgestellten Fuß beginnt eine in Relief wiedergegebene Opfertafel, die den vorderen Teil der Oberseite des Sockels bis zum Rande bedeckt. Die rechteckige Opfertafel



Opfertafel in Relief auf dem Sockel vor den Füßen der Frauenfigur Berlin 22578.

(s. Textabb.) hatte in der Mitte der mit dem Sokkelende abschneidenden Breitseite einen jetzt abgebrochenen, kurzen Ausguß, dessen Rinne noch über die ganze Sockelvorderseite hinabläuft. Die Oberfläche ist in zwei gleiche Hälften geteilt; die rechte ist mit 2 runden, 2 ⌓-förmigen Broten[1] und einem merkwürdig gebogenen Tierschenkel belegt; auf der großenteils zerstörten linken Hälfte erkennt man nur 2 ⌓-förmige Brote und unter dem linken Brot einen Halbkreis, vielleicht zu einem kreisrunden Brot wie rechts gehörig; jedenfalls lag hier kein Fleischschenkel, beide Hälften der Opfertafel waren also verschieden belegt.

An jeder Längsfläche des Sockels ist ein Krokodil in Relief angebracht. Die einst gelb bemalten Tiere sind von oben gesehen, wie es sonst in geschichtlicher Zeit nur bei Eidechsen üblich ist, und sind ganz flächenhaft wiedergegeben. Auch die vier ausgestreckten Beine mit den Zehen zeigen die gleiche Aufsicht,

1) Die als ⌓-förmige Brote bezeichneten Gebilde könnten auch als Wasserbehälter aufzufassen sein. Bei der Tafel Kairo 23154 (A. Bey Kamal, Tables d'Offrandes) läuft aus zwei Krügen Wasser in ein ⌔-förmiges Gefäß; vgl. ähnlich Kairo 23230, 23179 ebenda.

ebenso der Kopf mit den auf der oberen, sehr kurzen Kopffläche sitzenden Augen. Durch eine vom Kopfende bis in den Schwanz hinein verlaufende glatte Linie, die den Rükkengrat des Tieres bezeichnet, ist der Körper in zwei annähernd gleiche Hälften geteilt, deren Schuppung durch Schrägkerben sehr gut wiedergegeben ist. Die Bauchseiten zwischen den Beinen sind durch glatte Linien gegen den gezackten Außenrand abgesetzt. Kopf und Zehen des rechten Krokodils fehlen. Die Rückseite des Sockels ist glatt.

Soweit die Beschreibung. — Zu meinem Bedauern kann ich an gesicherten Tatsachen nichts weiter geben. Die Statuette mit ihrem seltsamen Sockelschmuck scheint mir ein Unikum zu sein.

Zunächst gehören Rundfiguren mit einer Opfertafel am Sockel zu den Seltenheiten: Fond. Piot XXV Taf. 7 ist eine Gruppe von fünf nebeneinanderstehenden Personen abgebildet, deren breiter, weit vorspringender Sokkel eine Opfertafel trägt; diese schöne Gruppe des Louvre ist aus dem Mittleren Reich. Auf der Berliner Statuette Inv. 17021 aus grauem Stein (etwa 19. Dyn.) ist oben auf dem Rand der aus Kalkstein gebildeten Basis, in der die Statuette steht, eine mit Opferspeisen auf vier Matten begrenzte Fläche im Relief angebracht. Aber dies sind beides keine genaueren Parallelen zu unserer Frauenstatuette. Schwierig ist auch die Deutung der Krokodile. Stehen sie mit der Opfertafel inhaltlich in Verbindung? Krokodile kommen auf Opfertafeln der Spätzeit hie und da vor (z. B. Cairo 23214 oder Berlin 13250) zur Veranschaulichung des Wassers genau wie Frösche, ja manchmal Fische, aber bei unserer Statuette sind die Tiere doch räumlich durchaus getrennt von der Opfertafel. Ich möchte daher lieber in der Fundortangabe Schatb bei Kom Ombo einen Fingerzeig sehen, denn Kom Ombo ist ja von altersher die Stadt des Krokodilgottes Suchos, der mindestens seit der 18. Dyn. — aber gewiß schon viel früher — dort einen Tempel gehabt hat (Catal. des Mon. III S. 328ff.). So könnte die Weihung außer der dargestellten Frau auch dem Suchos gelten, dessen Tier wohl nur der Gegengleiche zuliebe zweimal dargestellt ist.

Am schwierigsten ist die Zeitbestimmung. Mehr aus dem Gefühl heraus als auf Grund zwingender Beweise wurde die Statuette bei uns unter diejenigen des Mittleren Reiches eingereiht; wir dachten an die 11. Dyn. Daß weder das Alte noch das Neue Reich, noch etwa die Saitenzeit die Figur zu beanspruchen hatten, ging aus der Gesamthaltung der Figur deutlich hervor. Für das Mittlere Reich scheinen mir auch jetzt noch der straffe Aufbau und der eigentümliche Ausdruck des breiten Gesichts zu sprechen, für den ich auf Figuren des frühen Mittleren Reiches, wie z. B. die Berliner Holzfigur des Mentuhotep Propyl. Kunstgesch. II S. 277c, die Holzfigur eines Mannes ebenda S. 276b, die Dienerin ebenda S. 279a verweise. Eine ähnliche, wenn auch nicht gleiche spitze Brustbildung wie unsere Frau hat die Leidener Holzfigur des MR, ebenda S. 277b, die sonst dagegen völlig anders wirkt.

Nun hat mich Frau Agnes Würz, Heidelberg, die sämtliche ihr erreichbaren Opfertafeln gesammelt hat, mit gewichtigen Gründen darauf hingewiesen, daß die Form der Opfertafel unserer Statuette nur aus der griech.-röm. Zeit Vergleichsstücke hat. Sowohl die Halbierung der Tafelfläche und die Rille an der Sockelvorderseite, wie das Fehlen des *ḥtp*-Zeichens, was im MR unerhört wäre, und das Fehlen jeglicher Inschrift sind gewichtige Hinweise auf die ganz späte Entstehungszeit (vgl. außer den schon oben genannten Opfertafeln aus Kairo dort Nr. 23240 mit langer Rille an der Sockelvorderseite und 23142 mit runden Broten und Schenkel ähnlich dem unsrigen). Auch für die spitzen Brüste lassen sich, wie mir Schäfer zeigte, Ähnlichkeiten wenigstens bei ptolemäischen Reliefs (Propyl. Kunstgesch. II S. 437, vgl. S. 114 unten) nachweisen. Ich möchte danach wirklich die Statuette als spät betrachten, allerdings mit stark betonter Archaisierung, vor allem mit Anklängen an das MR, was ja in der Spätzeit nicht ungewöhnlich ist. Vielleicht gibt die Veröffentlichung der Statuette die Anregung, unter „MR-Statuetten" Umschau zu halten und möglicherweise diese oder jene der Spätzeit zuzuweisen, deren Kunstentwicklung gerade innerhalb des rein ägyptischen Stils noch viel zu wenig bekannt und untersucht ist. Vor allem besitzen wir ja meines Wissens überhaupt keine vergleichbaren Privatstatuetten aus ptolemäischer Zeit.

Bildhorizont in einem ägyptischen Literaturwerke um 1100 v. Chr.

Von Heinrich Schäfer.

Adolf Erman zum 75. Geburtstage.

Der Bericht des ägyptischen Gesandten Unamûn aus der Zeit um 1100 v. Chr. über seine Reise nach Byblos zur Gewinnung von Zedernholz für die heilige Barke Amûns von Theben[1] enthält viele Züge, die uns die Vor-

1) Der Leser findet vollständige Übersetzungen leicht zur Hand zum Beispiel bei H. Greßmann, Altor. Texte u. Bilder zum Alt. Test.[2] S. 71 (H.

Kalksteinstatuette einer Frau, Berlin 22578. H. 24,5 cm.

Zum Aufsatz Scharff: Eine Frauenstatuette mit reliefgeschmücktem Sockel.

gänge fast in der Deutlichkeit von Sehbildern vor Augen zaubern[1]. Unter ihnen ist aber ganz besonders eindringlich bildkräftig die Schilderung des Ägypters von seinem Besuche im Schlosse des Fürsten von Byblos. Und dabei haben, wie ich glaube, die bisherigen Erklärer nicht einmal das Letzte aus ihr herausgeholt.

Unamûn ist über Dôr und Tyrus nach Byblos gekommen. Dort hat er seine Wertsachen, darunter ein Götterbild des „Amûn des Weges", sicher geborgen[2] und wartet nun

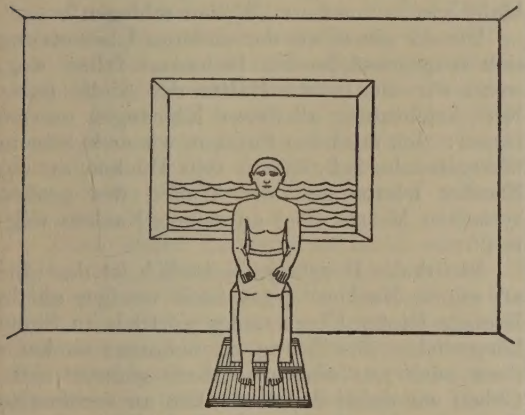
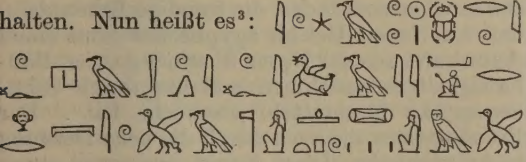
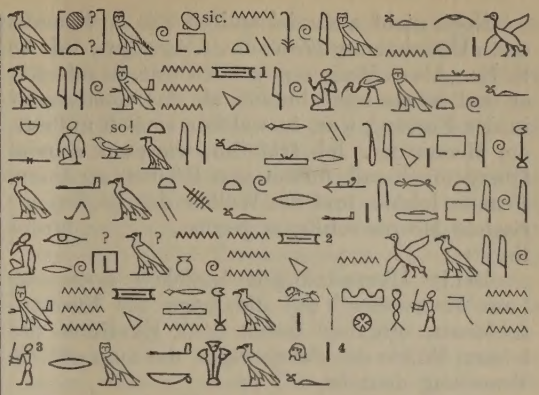


Abb. 1.

19 Tage lang vergeblich auf den Empfang durch den Stadtfürsten und auf Schiffsgelegenheit nach der Heimat. Als er eben entschlossen ist, sich auf einem endlich gefundenen Schiffe davonzumachen, kommt Botschaft, er solle sich für den nächsten Tag zur Verfügung des Fürsten halten. Nun heißt es[3]:





Es ist lehrreich, über die in den Anmerkungen gegebenen Einzelheiten hinaus an den aufeinander folgenden Übersetzungen zu verfolgen, wie das Verständnis dieser ganzen Stelle sich allmählich geklärt hat.

Golenischeff übersetzte (Rec. de trav. Bd. 21 S. 82): „Lorsque le matin arriva, il (le roi) envoya pour qu'on m'amène en haut. Les offrandes sacrées se trouvaient (encore) dans le château (?) où il habite auprès de la mer. Je le trouvai assis sur son trône, le dos tourné vers une fenêtre, pendant que les vagues de la grande mer de Syrie se brisaient derrière lui".

Ranke), und G. Roeder, Altäg. Erzählungen u. Märch. S. 74, sowie an den beiden im folgenden genannten Stellen. Der Text ist in hieroglyphischer Umschrift von dem Entdecker und ersten Besitzer, W. Golenischeff, gegeben im Rec. de trav. Bd. 21.

1) In ganz anderer Hinsicht ist mir immer die Stelle merkwürdig, wo der Stadtfürst von Byblos zugibt, daß Zivilisation und Bildung (Kunst, Weisheit, Technik, Wissenschaft) aus Ägypten zu seinem Lande gekommen seien. Uns sagt sie nichts Neues, aber es ausgesprochen zu finden, überrascht doch.

2) Die Stelle ist leider arg zerstört, doch kann der Sinn kaum zweifelhaft sein: ..... *'Imn t3 mj·t. 'Iw·j dj·t ḥr·t·f m ḫnw·f* (Rec. de trav. Bd. 21 S. 102) = (Ich besorgte einen Behälter für) „Amûn des Weges" und legte sein Gut hinein (vgl. Anm. 2 Sp. 370 a).

3) Rec. de trav. Bd. 21 S. 82.

1) Golenischeff übersetzte das „Les offrandes sacrées se trouvaient (encore) dans le château (?) où il habite auprès de la mer". Erman bei seiner ersten Neuübersetzung versuchte (Zeitschr. f. äg. Spr. Bd. 38 S. 7) in die ersten Worte einen Sinn dadurch hineinzubekommen, daß er übersetzte: „als das Gottesopfer in der Festung war, in welcher er sich aufhält, am Meeresufer", wozu er bemerkt: „Diese Notiz gibt gleichzeitig an, wohin Wen-Amon geholt wurde und wann dies geschah (zur Zeit des Frühopfers)". Bei seiner letzten Übersetzung (Die Liter. der Äg. S. 229) hat er sich von der irreführenden Schreibung des Wortes *ḥtp* befreit, dies einfach als *ḥtp* „ruhen" erkannt und in Anknüpfung an das vorher (Anm. 3 Sp. 370) erwähnte Verbergen des Götterbildes übersetzt „während der Gott in dem . . . . ruhte, in welchem er war, am Ufer des Meeres". Die Erläuterung lautet nun: „Er betont wieder, daß er den Gott pflichtgemäß gesichert hat".

2) Das Wort *ḫ3nw* ist ein nicht seltenes Substantivum, das „Wellen" bedeutet. Da die Verbindung *jr·t ḫ3nw* „Wellen machen, Wellen schlagen" anderweit vorkommt, läge es nahe, sie auch hier zu suchen. Aber das wäre gewiß falsch. Das *jrw* gehört hier nicht zu *ḫ3nw*, sondern als Hilfsverb zu dem später folgenden *ḫwj*.

3) Das Verbum *ḫwj* mit dem Deutbilde des Wassers kommt häufig vor für „wogen", zum Beispiel auch von der Nilüberschwemmung.

4) Im Papyrus steht versehentlich *r mkḫ3 ḫ3·f* mit Doppelschreibung des *ḫ3*. Golenischeff hat den Fehler erkannt, übersetzt einfach „derrière lui". Erman versuchte zuerst das Geschriebene zu retten und gab es durch „gegen . . . . hinter ihm" wieder. In seiner Literatur d. Äg. aber hat er richtig übersetzt, „an seinen Nacken".

Noch nicht allzuviel anders war A. Ermans erste Übersetzung (Zeitschr. f. äg. Spr., Bd. 38 S. 7): „Als es Morgen geworden war, so schickte er und führte mich hinauf, als das Gottesopfer in der Festung war, in welcher er sich aufhält, am Meeresufer. Ich traf ihn, wie er in seinem Obergemach saß, indem sein Rücken an einem Fenster lehnte, und die Wellen des großen syrischen Meeres schlugen gegen . . . . . hinter ihm".

Beide Übersetzungen beziehen noch das „am Meeresufer" auf die Lage des Fürstenschlosses, offenbar unter dem Eindruck der letzten Worte des Satzgefüges, die man auf die Brandung deutete.

Von der Zuteilung der Uferlage an das Schloß ist Erman wenigstens teilweise losgekommen in seiner zweiten Übersetzung (Die Literatur der Äg. S. 229), die lautet: „Als der Morgen gekommen war, sandte er und ließ mich hinaufführen, während der Gott in dem . . . . ruhte, in welchem er war, am Ufer des Meeres. Ich fand ihn, wie er in seinem Obergemach saß, und sein Rücken lehnte an einem Fenster und die Wellen des großen syrischen Meeres schlugen an seinen Nacken".

Jetzt sind also in der Übersetzung zwar dem Buchstaben nach die Örtlichkeiten geschieden: das Götterbild mit seinen Wertsachen lagert in seinem Behälter am Ufer; das Schloß kann irgendwo anders in der Stadt oder oberhalb ihrer liegen. Und doch steht Ermans Übersetzung des Schlusses eigentlich immer noch im Banne der Vorstellung, daß das Schloß nicht weit vom Ufer liege. Denn er bemerkt zur Stelle: „Das ist gewiß nicht wörtlich zu nehmen; er meint, daß er durch das Fenster hinter dem Könige die Brandung aufspritzen sah". Dieses Haften an der Uferbrandung hat einen wichtigen Fortschritt sich nicht voll auswirken lassen, nämlich die Übersetzung „an seinen Nacken". Erman muß natürlich an aufspringende Spritzer denken; und doch ist es nicht leicht, sich vorzustellen, wie der Schreiber bei solchem ungleichmäßig und flüchtig aufspritzendem Wasser auf die Höhenangabe durch den Nacken des Sitzenden habe kommen können. Diese verlangt vielmehr eine einigermaßen gleichbleibende und gleichlinige Wasserhöhe. Es ist kein Zufall, daß Erman in seiner Erläuterung die Höhenangabe fallen läßt und sich mit dem „hinter ihm" aus seiner früheren und Golenischeffs Übersetzung begnügt. Das bietet zwar keinen derartigen Anstoß wie Ermans eigentliche neue Übersetzung „an seinen Nacken" in Verbindung mit der Brandung, aber verwischt die Genauigkeit der Angabe. *r mkḫ3* heißt eben nicht „hinter", sondern „an den Nacken" oder „am Nacken". Es gibt keine mit *mkḫ3* gebildete zusammengesetzte Präposition „hinter". Das hieße *ḫ3*, *m ḫ3* oder *n ḫ3*. Die Vorstellung von der Uferbrandung hat Erman ferner verführt, die Übersetzung des Wortes dem Bilde, das er hier zu finden glaubt, anzupassen, indem er es mit „schlagen" wiedergibt. Gewiß hängt „wogen" mit „schlagen" zusammen, aber in ihm ist der Begriff „schlagen" ebenso verblaßt wie in unserem „Wellen schlagen".

Die der einen wie der anderen Übersetzung sich entgegenstellenden Bedenken fallen weg, wenn wir die zweite Hälfte der Stelle unter Berücksichtigung all dieser Klärungen nun so fassen: „Ich fand den Fürsten, wie er in seinem Obergemache saß, indem sein Rücken an ein Fenster lehnte und die Wellen des großen syrischen Meeres (bis) an seinen Nacken wogten".

Bleibt die Deutung. Natürlich ist das „bis an seinen Nacken" jetzt noch weniger als in Ermans letzter Übersetzung wörtlich im Sinne körperlicher Berührung zu nehmen; es kann eben auch nur eine scheinbare gemeint sein. Geben wir dabei den Gedanken an vereinzelte Spritzer auf, so werden alle Bedenken zerstreut und alle Bedingungen erfüllt, wenn wir annehmen, daß der eintretende Unamûn ein Bild etwa wie die Skizze in Abb. 1 gesehen habe. So scheint mir auch das Beiwort „groß" in der Bezeichnung des Meeres erst seine volle Schilderungskraft zu bekommen.

Schon die früheren Deutungen boten uns etwas Überraschendes, die freudige Erkenntnis, daß im Neuen Reiche ägyptischer Sinn einen Ausschnitt aus der Natur in seiner ganzen Bildhaftigkeit aufzunehmen und uns durch Schilderung zu übermitteln vermocht hat[1]. Der Freude gehen wir auch durch die neue Deutung nicht verlustig. Diese bringt uns sogar etwas Neues dazu, was kunstgeschichtlich von noch größerer Bedeutung ist. Haben wir doch jetzt ein Zeugnis aus dem Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. gewonnen für die Beobachtung, daß eine wagerecht ausgedehnte Ebene, hier das Meer, sich unter den Augen des Beschauers scheinbar bis zu einer gewissen Höhe, wir nennen die Grenze den Horizont oder die Kimm, er-

1) Ich wüßte darin weder bei Homer, noch im Alten Testament, noch in irgend einer andern alten Literatur ein Gegenstück zu Unamûns Schilderung, ob wir die alte oder die neue Deutung nehmen. Die Literatur der vom großen Umschwung der Naturwiedergabe im fünften Jahrhundert v. Chr. (vgl. H. Schäfer, Äg. und heutige Kunst) beeinflußten Völker kommt hier nicht mehr in Betracht.

hebt. Natürlich gibt der Erzähler eben nur seinen Augenblickseindruck wieder. Ihm war sicher völlig unbekannt, daß die Lage der Grenze stets im wahrsten Sinne eine „gewisse", durch die Höhenlage seines eigenen Auges bestimmte, ist.

Aber selbst wenn wir das rein Erfahrungsmäßige der Schilderung betonen, wird man uns sofort entgegenhalten, daß in keiner „vorgriechischen[1]" Flachkunst, sei es der ägyptischen oder einer anderen, sich ein derartiges Bild finde. Wir können zwar mit Sicherheit sagen, daß der Ägypter des Neuen Reiches schon längst gewöhnt war, für die Darstellung von Handlungen, die sich in wagerechten Ebenen abspielen, unbewußt das scheinbare Ansteigen dieser Ebene zu benutzen[2], aber den „Horizont" finden wir nie angedeutet; nie wird der natürliche „obere" Abschluß des nicht durch körperhafte Hindernisse begrenzten irdischen Blickfeldes gegeben[3].

Doch dieser Einwand ist nicht schwer zu entkräften. Es genügt der Hinweis auf die babylonische Erzählung vom Himmelfluge Etanas[4]. Da wird erzählt, wie einem durch einen Adler emporgetragenen Menschen bei jedem Hinunterblicken die Welt kleiner erscheint. So gleicht die vom Ozean umflossene Ländermasse nach dem ersten Male einer Insel im Flusse, das nächste Mal einem Garten mit dem Wassergraben, der ihn umzieht, dann nacheinander einer Hütte in ihrem Hof und einem Brotfladen auf seinem Teller; endlich schwindet sie ganz. Die Handschrift, in der diese gewiß schon ältere Schilderung uns erhalten ist, stammt aus der Bücherei des Assyrerkönigs Assurbanipal, also aus der Mitte des siebenten Jahrhunderts, einer Zeit, wo in der Kunst der ganzen damaligen Welt nicht an die Ausnutzung solcher perspektivischer Verkürzungen gedacht wird. Die „beflügelte" Sprache drückt ja auch sonst Dinge aus, die der stoffgebundenen bildenden Kunst derselben Zeit noch fern liegen[5]. Es zeigt sich immer wieder, daß „vorgriechische" Menschen zurückschrecken, wenn sie optische „Täuschungen" handgreiflich nachtastbar auf dem Malgrunde festlegen wollen oder sollen. Man mag daran denken, daß[6] Kinder, die eine vor ihnen stehende runde Schale nachzeichnen sollen, gelegentlich perspektivisch leidlich richtig die obere Öffnung als liegendes Langrund ansetzen, dann aber sie eilig wegwischen mit der Äußerung „Nein, das ist ja nicht so", und dieses Langrund zum Kreise erweitern.

An der Unamûnstelle läßt sich sehr gut zeigen, wie kurzsichtig es ist, bei der Scheu der „vorgriechischen" Künstler vor Wiedergabe perspektivischer Erscheinungen allgemein von einem „Nichtkönnen", d. h. wegen der „Schwierigkeit" nicht können, zu sprechen. Wäre es so schwierig, die gewöhnliche ägyptische Flachbildfigur eines Mannes vor ein Rechteck zu setzen, dessen unterer Teil bis zum Nacken des Sitzenden hinauf mit Wasserlinien gefüllt wäre (Abb. 2)? Eine Zimmerwand mit den von innen gesehenen Fenstern hat der Ägypter zum Beispiel in dem Hausbilde gezeichnet, das ich „Von ägyptischer Kunst" Taf. 35 wiedergegeben habe und das N. de Garis Davies soeben ausführlich behandelt hat[1]. Wäre es „zu schwer", die Figuren eines Bildes nach „hinten" (im Bilde oben) allmählich immer kleiner werden zu lassen? Natürlich steht die Sache etwas anders bei den perspektivischen Winkelverschiebungen. Aber auch da liegt es auf der Hand, daß es keine Lösung ist, bei Zeichenkünstlern von dem Range der ägyptischen von „Schwierigkeit" zu sprechen. Handelt es sich doch nicht um eine mathematisch genaue Perspektive, sondern bloß um einen mehr als gelegentlichen Gebrauch von ungefähren Verkürzungen. Wer sich mit der „Schwierigkeit" oder ausweichend mit einem „nicht wollen" oder „einfach nicht tun" begnügt, denkt nicht

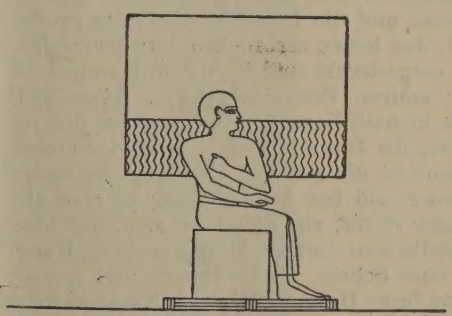


Abb. 2.

zu Ende. Was verursacht denn die „Schwierigkeit", die doch mittelalterliche Künstler nicht hindert, auf Schritt und Tritt Verkürzungen zu brauchen? Was hemmt denn beim „Vorgriechen" das „Können", lähmt denn den

1) Siehe mein Buch „Von äg. Kunst²" S. 5 Anm. b. Das Buch wird in wenigen Monaten in dritter, wieder verbesserter und vermehrter Auflage erscheinen.

2) Siehe „Von äg. Kunst²" S. 180ff.

3) Ein nur scheinbares Beispiel ist „Von äg. Kunst²" S. 171 besprochen.

4) Über die Bedeutung der Erzählung von Etana siehe „Von äg. Kunst²" S. 69ff.

5) Vgl. „Von äg. Kunst²" S. 71.

6) „Von äg. Kunst²" S. 74.

1) Metrop. Mus. Stud. I, 2 S. 233 (The town house in ancient Egypt).

„Willen" oder die „einfache Tat"? Auch ästhetische Gründe für die „geradansichtige"[1] Ausbreitung der Flächen auf der Malebene genügen nicht. Sonst könnte diese Darstellweise nicht für alle „vorgriechischen" Zeichner gelten, von der Urzeit an bis auf die unter und neben uns noch lebenden, das sind unsere Kinder und zeichnerisch Ungebildeten sowie die Naturvölker.

Zwei saitische Terrakotta-Gruppen.

Von Walter Wreszinski.

Hierzu 3 Tafeln.

Adolf Erman zum 75. Geburtstage.

Im Jahre 1901 fand Daressy in einem saitischen Hause auf dem Boden des alten Tanis eine kleine Terrakotte, die er Ann. du Serv. II, 234 folgendermaßen beschrieb: „Auf einem Sockel von 10 : 8 cm sind zwei Personen einander gegenüberliegend rundplastisch dargestellt. Die linke hat einen verhältnismäßig plumpen Kopf mit vorspringendem Untergesicht, das durch einen schwarzen, rundgeschnittenen Vollbart noch betont wird. Das sehr reiche Haar ist nach hinten genommen und fällt auf den Nacken, die Nase ist groß und gebogen; es ist der traditionelle Typus, wie die Ägypter die Syrer darstellten. Sie ist mit einer roten Tunika bekleidet, die bis zum Knie und deren Ärmel bis zum Ellenbogen reichen. Die Sandalen, deren Sohle die Form des Fußes hat, gehen hinten bis zum Knöchel hinauf; den Spann umschließt ein Riemen, an ihm ist ein andrer befestigt, der zwischen den Zehen durchgeht. Der linke Arm stützt sich auf ein Kissen und die Hand berührte ein großes Gefäß, das leider zerbrochen ist; der andre Arm ist vorgestreckt und über dem Handgelenk von der andren Person ergriffen. Diese befindet sich in halb liegender Haltung auf der rechten Seite, ihr Gewand gleicht dem der ersten, die Frisur ist die gleiche. Der Kopf ist bedeutend kleiner und hat keinen Bart; es mag also ein junger Syrer, ein Jüngling, sein, der hier dargestellt sein dürfte. In der rechten Hand hält er eine Schale, deren Inneres rot gemalt ist, seine linke Hand drückt das Handgelenk seines Gefährten über einem rechteckigen Gefäß mit rotfleckigen Wänden, das auf dem Boden zwischen beiden steht.

Die Technik ist nachlässig, die Körper haben nicht die gewollte Länge und die Größenverhältnisse sind nicht innegehalten. Kleidung, Kissen und Sandalen sind rot gemalt, das übrige weiß. Es ist schade, daß keine Inschrift auf diesem kleinen Bildwerk eingegraben ist, das wohl eine Orgie zwischen Syrern darstellen will. Das Stück ist ägyptische Arbeit, aber die Saiten mußten wohl die Sitten ihrer nächsten asiatischen Nachbarn kennen . . ."

Die Daressys Beschreibung beigegebene Abbildung vermittelte keinen Eindruck von der Gruppe, und so blieb dieses eigenartige Stück bisher unbeachtet. Die auf unserer ersten Tafel vereinigten Aufnahmen gestatten einige Verbesserungen und Zusätze zu Daressys Beschreibung und zeigen darüber hinaus, daß es sich um gar kein so schlechtes Stückchen Kunstgewerbe handelt. Die Dargestellten, von Daressy wahrscheinlich richtig als Mann und Jüngling[1] bezeichnet, liegen sich auf einem Polster gegenüber, zwischen sich eine rechteckige Schüssel, in den Händen flache Trinkschalen, — die des Mannes gebührend größer als die des Knaben, — deren Inhalt durch die Farbe als roter Wein bezeichnet ist. Der Knabe, zwar kleiner, aber von derselben derben Art wie der Mann, faßt ihn zärtlich am Arm, während der an ihm vorbei ins Weite sieht.

Der Mann, ausgesprochener Langschädel, hat eine vergleichsweise hohe, über den Augen gewölbte Stirn, leicht abgesetzte, trotz der Zerstörung als gebogen erkennbare Nase, einen feinen Mund, volle Backen, die von dem rund geschnittenen Vollbart eingerahmt sind. Der Knabe stellt mit seiner niedrigen, flachen Stirn, der steilen, geraden, gegen das Ende breiten und flachen Nase, den starken Backenknochen, schmalen Lippen und dem festen Kinn einen femininen, auch unter den heutigen Fellachinnen ganz gewöhnlichen Typ dar.

Der Aufbau der Gruppe ist von vollkommener Geschlossenheit: die große Gestalt des Mannes erhält durch die kleinere, verstärkt durch die große Trinkschale, ihr Gegengewicht, der linke Arm des Mannes bildet den rahmenartigen oberen Schluß, die sich einander nähernden Füße beider Personen schließen die untere Schmalseite ab. Innerhalb dieses Rechtecks ist der Raum denkbar einfach aufgeteilt: die Vertikale der kleinen Trinkschale und des

1) Siehe H. Schäfer, zuletzt in dem Hefte „Die Leistung der äg. Kunst" S. 34.

1) Herr Dr. Keimer, der auf Veranlassung Dr. Meyerhofs die Freundlichkeit hatte, die Gruppe anzusehen und für mich photographieren zu lassen, erklärt ihn zwar als Frau, wie ich es anfangs wegen der geringeren Größe nach dem Bilde Daressys auch vermutet hatte, doch sind mir Frauen mit dieser Haartracht sonst nirgends begegnet, auch ist das Frauenkleid auf allen Darstellungen der älteren Zeit viel länger, wie es auch heute, bei gleichem Schnitt, im Gegensatz zu dem kurzen Männerrock bis auf die Knöchel hinunterreicht. Schließlich ist von den weiblichen Formen, die hervorzuheben der Ägypter sonst nie versäumt hat, auf den Bildern nichts zu erkennen.

Zum Aufsatz Wreszinski, Zwei saitische Terrakotta-Gruppen.

Zum Aufsatz Wreszinski, Eine griechisch-ägyptische Terrakotta-Gruppe.

Zum Aufsatz Wreszinski, Eine griechisch-ägyptische Terrakotta-Gruppe.

Napfes wird von der kurzen Wagerechten der beiden Arme gekreuzt; diese letztere ist für den Gefühlsgehalt der Gruppe bestimmend.

Technisch stellt sie sich insofern als ein echter, wenn auch kümmerlicher Nachfahr der alten großen Kunst dar, als die Gesichter lebendig und in den Einzelheiten nicht ohne Feinheit sind, während die Wiedergabe der Körper ziemlich sorglos erfolgt ist.

Das Stück ist in einer Hausruine gefunden worden, es war also keine Grabbeigabe, sondern eine Nippfigur.

Ein Gegenstück zu dieser Gruppe ist vor einiger Zeit von der Verwaltung des Louvre erworben worden, und Herr Abbé Drioton hat mit bekannter Liebenswürdigkeit mir gestattet, es zu photographieren und hier zu veröffentlichen. Ich habe ihm dafür herzlich zu danken (Taf. 2 und 3).

Die Gruppe[1] ist in Größe und Material von der eben besprochenen nicht wesentlich verschieden; sie stammt aus dem Handel, daher ist über ihre Herkunft und Herstellungszeit nichts Sicheres zu sagen. Sie zeigt die Situation der ersten Gruppe, aber modifiziert und wesentlich vergröbert: auf einem Ruhebett, das auf vier niedrigen Füßen steht und mit einem Polster belegt ist, liegt der Mann, auf den linken Arm gestützt, in der Hand die Trinkschale. Er unterscheidet sich von dem erstbeschriebenen nur unwesentlich: das Haar, in schlichten Strähnen geordnet wie bei jenem, ist von der Stirn aus nicht gerade zurückgenommen, sondern die vordersten Strähnen sind beiderseits der Stirn bis über die Ohren entlang geführt und fallen erst dann in den Nacken. Die Fülle des Haares wird durch ein breites Band mit Grätenmuster zusammengehalten, wie wir es von den älteren Darstellungen kennen, es fällt als rundlicher Bausch in den Nacken. Die Stirn ist niedrig und flach, sie wölbt sich nur wenig über den schrägstehenden Augen. Die Stirn-Nasen-Linie verläuft gerade ohne Absetzung, der Mund ist fein geschwungen, die Lippen leicht geschwellt, das volle Gesicht von dem deutlich abgesetzten, rundgeschnittenen Bart umgeben. Alles ist sorgfältig ausgeführt, insbesondere zeigt das Profil die Güte der Arbeit.

Der Mann ist in das kurzärmelige Hemd gekleidet, wohl die bequeme Haustracht; in der Öffentlichkeit haben sich die städtischen Syrer, wie ältere Bilder erweisen, in langen Röcken gezeigt. Seine Füße stecken in Sandalen; das fällt insofern auf, als eine auch heute noch beobachtete Sitte vorschreibt, die feste Beschuhung beim Eintritt in ein Haus abzulegen; ob der Verfertiger der Gruppe künstlerische oder sachliche Gründe hatte, diesen Brauch zu ignorieren, — auch die beiden Personen der anderen Gruppe tragen auffallenderweise Sandalen, — stehe dahin.

Neben der massigen Gestalt des Mannes wirkt die nackte Frauenfigur klein und flach, nicht rundplastisch, eher reliefartig[1], daher auch nicht gleichwertig, sondern nebensächlich. Dem entspricht ihre summarische Ausführung. Gesicht und Körper sind in gleich sorgloser Weise behandelt, nur in der Bewegung zum Manne hin liegt etwas eignes: der Kopf ist ein wenig zur linken Schulter hinübergelegt, so daß die Frau gerade zum Manne hinaufblicken kann, während wie bei der anderen Gruppe er sie nicht beachtet, sondern vor sich hinsieht und sie wie gedankenlos liebkost. Sie liegt unter seiner mächtigen Hand auf dem Rücken, dreht sich aber von den Hüften abwärts ihm zu. So ist hier eine, wenn auch schwache Bewegung beider Figuren zueinander angedeutet, immerhin mehr, als die erstbeschriebene Gruppe an Empfindung zeigt.

Die Verwandtschaft der beiden Gruppen ist augenfällig, ihre Erklärung nur in einem Punkt zweifelhaft. Wollte man sich vom Augenschein leiten lassen, so müßte man urteilen, daß beide Gruppen das Paar in dem Zeitpunkt wiedergeben, wo der Mann, müde und uninteressiert dreinsehend, wieder zum Becher gegriffen hat und der scheuen Zärtlichkeit nicht achtet, mit der der andre Teil sich an ihn wendet, selbst seine Liebkosung ist ohne innere Teilnahme. Doch wäre eine solche Deutung wohl verfehlt. Es ist wohl zu keiner Zeit volkstümlich, — diese kunstgewerblichen Produkte aber mußten es sein, — eine erotische Gruppe im Stadium des abklingenden Gefühls darzustellen, und so stark der Eindruck dagegen zu sprechen scheint, ist doch sicher anzunehmen, daß der Künstler das Paar zechend und liebesbereit zeigen wollte.

Äußerlich haftet die Verwandtschaft beider Gruppen in der Hauptsache an der fast gleichen Darstellung des Mannes; nur die vorgestreckten rechten Hände, an sich entsprechend, sind ihrer Funktion nach verschieden. Sonst ist die gut ausgewogene zweite Längsseite der Kairener Gruppe, obschon aus denselben Elementen bestehend, bei dem Pariser Stück zur Bedeutungslosigkeit abgeschwächt, umsomehr, als zwischen beiden Längsseiten kein Zwischenraum liegt, der, leer oder gefüllt, doch zum Eindruck der Gegensätzlichkeit nötig wäre. Und da keine

1) Louvre E 11741, 9 cm hoch, 13 cm breit, 6,5 cm tief.

1) Wie flach die Figur der Frau ist, zeigt besonders gut das aus der mittleren Höhe aufgenommene Bild der 2. Tafel.

Fläche vorhanden ist, die einzurahmen wäre, verlieren auch der linke Arm des Mannes und die beiden Beinpaare ihre Bedeutung für den Aufbau, die sie im Kairener Stück haben.

Zum Problem der kretischen Kunst.

Von Max Pieper.

Adolf Erman zum 75. Geburtstage.

Im folgenden möchte ich die Leser zunächst auf eine wichtige Veröffentlichung des Kasseler Museumsdirektors Johannes Böhlau hinweisen, die an für Orientalisten nicht leicht zugänglicher Stelle (im XIX. Band der Berliner Prähistorischen Zeitschrift, Heft I und II) erschienen ist: Die Spirale in der Bandkeramik.

Es handelt sich für uns darum, woher die Spirale in die kretische und vorderasiatische Ornamentik gekommen ist. Es haben sich früher zwei Ansichten gegenübergestanden: die eine leitete die Spirale aus dem Orient, genauer aus Ägypten her, wo sie (als Einzelspirale) schon im 4. Jahrtausend v. Chr. vorkommt, die andere behauptete nordischen Ursprung. Letztere Anschauung wurde besonders eifrig verfochten in Kreisen, die unter allen Umständen eine Priorität des Germanentums behaupteten. Allmählich hat sich die Anschauung durchgesetzt, daß die Spirale zuerst in der donauländischen und böhmischen Keramik einheimisch sei und sich von dort aus weiter verbreitet habe. Diese Ansicht wird auch vertreten (wenn auch mit Reserven) in dem wertvollen Werke von Adama van Scheltema: Die altnordische Kunst (Berlin, Mauritius-Verlag 1923) S. 80 ff. Scheltema betrachtet die Spirale als die „Mathematische Formel des organischen Lebens" und behandelt infolgedessen die donauländische Kunst im Gegensatz zur altnordischen, die ursprünglich einen rein geometrischen Charakter trägt. Diese ganze Behandlungsweise ist ein wesentlicher Fortschritt im Vergleich zur früheren Art wissenschaftlicher Betrachtung, die entweder eine Entstehung aus Weberei, Metalltechnik o. ä. nachzuweisen versuchte oder sich in Spekulationen über die ursprüngliche Bedeutung des Ornamentes verlor. (Sonnensymbol o. dgl.). Denselben Charakter wie Scheltemas Werk trägt auch Böhlaus Aufsatz. Nur sieht er in der donauländisch-böhmischen Spirale wohl mit Recht noch kein Zeichen organischen Lebens, diesen Charakter habe die Spirale erst in der kretischen Kunst erhalten. Auf weiteres kann ich mich hier nicht einlassen, wer sich für derartige Probleme interessiert, muß den Böhlauschen Aufsatz selbst lesen. Nur auf eins sei noch hingewiesen: Böhlau lehnt kategorisch die Herkunft der Spirale aus Ägypten ab. Leider geht er nicht ausführlich darauf ein, hoffentlich holt er das in einem zweiten Aufsatz nach. Aber es muß von ägyptologischer Seite offen ausgesprochen werden, daß Böhlau völlig recht hat. Die Spirale kommt, wie bereits bemerkt, zwar schon im prähistorischen Ägypten vor, aber nur als Einzelspirale, nicht mehrere Glieder verbunden.

Und das dürfte für das Ornament das Wesentliche sein. Die Spirale spielt dann in der Skarabäenornamentik des Mittleren Reiches eine große Rolle. Aber hier kann man mit Sicherheit sagen, daß sie von außen her eingedrungen ist. Sie wirkt unter dem ägyptischen Formenschatz fremdartig, und ihre Bildung zeigt, daß der Ägypter nicht allzuviel mit der Spirale anzufangen wußte. Nur zwei Formen treten auf, die S- und C-Spirale, die einfach aneinandergereiht werden; von dem reichen Leben, das sich in der donauländischen und kretischen Ornamentik zeigt, ist in Ägypten keine Spur.

Damit ist aber ein wichtiger Schritt getan zur Erkenntnis der kretischen Kunst. Die Spirale war eins der Hauptmomente, die für einen wesentlichen ägyptischen Einfluß in Kreta zu sprechen schienen. Es zeigt sich aber in den letzten Jahren immer deutlicher, daß in dem Wettstreit Ägypten-Kreta das letztere viel mehr der gebende als der empfangende Teil gewesen ist, wenn es auch natürlich den Charakter der ägyptischen Kunst nicht im geringsten verändert hat. Woher stammt also die kretische Kunst?

Die ältere Archäologie, deren Auffassung ja auch heute noch einzelne namhafte Vertreter findet, hatte dafür sofort eine Antwort bereit. Die kretische Kunst stamme von den Phönikern. Das müßte ein Vergleich zwischen kretischer und phönikischer Kunst (oder sagen wir besser syrischer Kunst, da die Trennung zwischen Syrien und Phönikien auf diesem Gebiete nicht durchzuführen ist) bestätigen. Eine Prüfung ergibt aber das Gegenteil[1].

1) Contenau hat in seinem Buche: La Glyptique Syro-Hittite (Paris, Geuthner, 1922, vgl. V. Müller, OLZ 1925, 163ff.) zur Chronologie dieser Kunst wertvolle Ansätze geliefert, die freilich der Ergänzung und Korrektur bedürfen. C. geht aus von den Siegelabdrücken von Kül-Tepe, die er (im Gegensatz zu den von dort stammenden Texten, aber m. E. mit vollem Recht) bis in die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends hinabreichen läßt. Unter den Stücken, die er abbildet, ist eins, das auffällig an spätere Siegel aus Palästina erinnert (Tafel VIII, Nr. 27). Auf die durch Kül-Tepe festgelegte erste Periode läßt C. noch 2 andere folgen, etwa bis ins 6. Jahrhundert, jede etwa ein halbes Jahrtausend umfassend. Daß das etwas summarisch ist, ist schon in V. Müllers Besprechung bemerkt worden. Es gibt aber noch

Es läßt sich heute schon sagen: Von einer wirklich selbständigen Kunst, die weiß, was sie will, kann einfach nicht die Rede sein. Man nimmt Anregungen auf, von welcher Seite sie kommen, von Ägypten, Babylonien oder sonstwoher, aber nichts wird innerlich verarbeitet. Die große Stunde kam für die syrische Kunst auch einmal, aber erst in nachchristlicher Zeit. Vorläufig kommt sie über ein Zusammenstoppeln aller möglichen Motive nicht hinaus, Wesentliches konnte weder der kretisch-mykenischen, noch der archaisch-griechischen Kunst von dort kommen.

Es bleibt Kleinasien. Es ist schon öfter versucht worden, Übereinstimmungen zwischen Kreta und Kleinasien oder, wie wir heute sagen würden, zwischen hethitischer und kleinasiatischer Kunst festzustellen. Zuletzt hat Friedrich Matz in seinem großen Werke über frühkretische Siegel darüber gehandelt und zunächst vielfache Verwandtschaft der Motive auf hethitischen und kretischen Siegeln festgestellt.

Es stellt sich heraus, daß ein großer Teil der Formen von Siegeln (hockender Affe und Vierfüßler, liegendes Rind, Tierkopf, Menschenfuß usw.) Vorderasien und Kreta gemeinsam sind (so ziemlich alle diese Formen kommen allerdings auch in der ägyptischen Glyptik vor), besonders aber herrscht in Kreta wie in ganz Vorderasien auf den Siegeln selbst der figürliche Typus vor. Das ist nun allerdings ein starker Unterschied gegen Ägypten. Denn dort ist der Stil der Siegel, seit die Skarabäenform vorherrschend geworden ist, durchgängig durch Inschriften und Ornamente bestimmt, erst in der Spätzeit treten figürliche Typen auf. Eine Ausnahme macht wieder die Hyksoszeit, wo dank vorderasiatischem Einfluß der figürliche Typus (bisweilen kommt es zur Darstellung einer richtigen Genreszene) für einige Zeit herrschend wird, um nachher wieder zu verschwinden. So ist hier eine gemeinsame Übereinstimmung Vorderasien-Kreta klargelegt, freilich eine ganz allgemeinen Charakters, deren Bedeutung wir solange nicht beurteilen können, als wir nicht wissen, ob hier nicht außerkünstlerische Momente im Spiele sind, d. h. bevor nicht die Frage erledigt ist: wie weit sind diese Siegel gleichzeitig Amulette und wie weit wird dadurch ihr Charakter bestimmt? Das ist ein Moment, das von Kunsthistorikern bei Betrachtung dieser Werke der Kleinkunst häufig außer acht gelassen wird.

Matz stellt noch eine Übereinstimmung frühkretischer und hethitischer Siegel fest, das Schraffieren der Figuren. Das kennt auch die ägyptische Glyptik, und zwar gerade wieder in der Hyksoszeit. Da erschien es uns bisher als Mittelglied zwischen der Technik des Mittleren Reiches, die nur in Linien einritzt, und der Technik des Neuen Reiches, die die einzelnen Formen vom Grunde abhebt und mit dunkler Farbe ausfüllt. Aber es wird schon so sein, daß die Technik des Schraffierens von Vorderasien ausgegangen ist und sich nach Kreta und Ägypten verbreitet hat[1].

andere Hilfsmittel zur Datierung. Unter den syrisch-hethitischen Siegelcylindern fällt eine Gruppe auf, deren Bild in zwei Hälften zerfällt, die eine mit einer Scene ausgefüllt, die zweite mit zwei Darstellungen (oft ornamentaler Art, die durch ein Flechtband geschieden sind. Ein Abdruck eines solchen Siegels fand sich bei Sellins Ausgrabungen in Sichem (endgültige Publikation bevorstehend). Auf dem Krughenkel, der den Abdruck trägt, findet sich gleichzeitig der Abdruck eines Skarabäus der 12. Dynastie (das ist dem Stile nach sicher) mit Namen Amenemhet. Eine andere Gruppe (Beispiel Contenau No. 81, Tafel XIII) zeigt ägyptisierenden Stil und unter den ägyptischen Elementen solche (wie die Hieroglyphengruppe *hr*), die nur in der Hyksoszeit (1700—1500 v. Chr.) vorkommen. Diese ägyptisierende Gruppe können wir also gegen die zuerst erwähnte als die spätere ansehen. Genauere Betrachtung des Materials dürfte noch mehr ergeben, so daß künftig eine leidlich genaue Datierung der syrischen Siegel ermöglicht und dadurch ein festes Gerippe für die Erforschung der syrischen Kunst gegeben wird.

1) Für die Beurteilung der phönizischen Kunst möchte ich noch bemerken, daß ich das vielgelobte Buch von Poulsen: Der Orient und die frühgriechische Kunst (Leipzig 1913) nicht für so ergebnisreich halten kann, wie das gewöhnlich angesehen wird. Dort werden eine Reihe Eigentümlichkeiten herausgesucht, die für die phönizische Kunst kennzeichnend sein sollen. Dabei wird erstens, was damals begreiflich war, syrisch und hethitisch nicht so geschieden, wie es der Verfasser sicher heute selbst tun würde. Zweitens aber werden viel zu rasch Stücke, die einander äußerlich ähnlich sind, wie die altorientalischen Silberschalen, als eine Einheit genommen. Schalen wie die in Ninive gefundenen, die kyprischen Schalen (die zum großen Teil griechisch sein werden) und die in Italien ans Tageslicht getretenen zeigen trotz einiger Übereinstimmungen einen so grundverschiedenen Charakter, daß es deshalb schon verfehlt erscheint, sie einem und demselben Volke, nämlich den Phönikern zuzuschreiben. Der Kunsthistoriker von heute ist glücklicherweise noch immer in der Lage, nicht zum reinen Spezialisten geworden zu sein. So sollte er denn auch aus den Irrwegen der kunsthistorischen Wissenschaft lernen. Die Methode Poulsens ist dieselbe, die seiner Zeit G. Morelli (Lermolieff) in mehreren einst maßlos gepriesenen Werken angewandt hatte. Man beobachtete bei den Malern der Renaissance bestimmte Eigentümlichkeiten (z. B. bei Sodoma Augen, Ohren, Hände u. dgl.) und glaubte, damit über die „Handschrift" des Meisters im klaren zu sein. (S. Morellis Bücher über italienische und deutsche Galerien.) Über das Ansehen dieser Methode s. z. B. die Schriften Wickhoffs passim, Kritik der Methode in der Einleitung von Friedländers Werk: Von Eyck bis Breughel. Dieselbe Kritik muß auch für die antike Kunst gelten. Wenn die Löwendarstellungen auf der Schulter einen eigentümlichen Haarstern zeigen (Poulsen S. 11), so braucht das nicht

Bei allen Übereinstimmungen zwischen Kreta und Vorderasien muß Matz doch feststellen, daß beide Kunstkreise völlig verschieden sind. Was die kretische Glyptik — von allen Einzelheiten abgesehen — voraus hat, ist die viel sicherere Formengebung und die ganz anders betonte Geschlossenheit der Komposition. Die letztere ist, wie Matz sich ausdrückt, durchgängig zentral, d. h. sie geht darauf aus, daß das Siegel nicht etwa gedreht werden muß, damit man alles erkennt, was darauf ist, sondern daß man mit einem Blicke alles übersieht. In der ägyptischen Kleinkunst ist es oft anders, allerdings lange nicht so häufig, wie Matz meint.

Ein anderes Kennzeichen kretischer Kunst ist die Naturtreue der Darstellung, sie ist nicht immer da, aber doch so häufig, daß sie als kennzeichnend für die kretische Kunst genommen werden kann. Es ist die Freude am Organischen oder wenn der Ausdruck unklar erscheint, am Lebendigen. Diese Freude am Lebendigen zeigt sich nun auch im Ornament. Hier ist wieder an Böhlaus glänzende Arbeit anzuknüpfen. Am Schlusse seines Aufsatzes betont Böhlau den tiefgreifenden Unterschied zwischen Donaustil und minoischem Stil: der letztere bilde die Spirale durch Ausgestaltung der Ranke zu vegetabilischen Formen um. Böhlau nimmt damit einen Gedanken von Al. Riegl auf, der in seinem wundervollen, heute noch lesenswerten Buche „Stilfragen" (Berlin 1893) gerade das Wesen der mykenischen Kunst (wie man damals noch sagen mußte) in der Darlegung der Entstehung der Ranke vorzüglich getroffen hatte. Nur muß man das, was Riegl schon damals erkannt hatte, allgemeiner fassen.

Wie Böhlau auseinandersetzt, hatte die Ornamentik des Donaustils alle Möglichkeiten der Spirale, soweit man sie als geometrisches Gebilde betrachtet, restlos ausgenutzt. Das bedeutet im Vergleich mit der ursprünglichen nordischen Ornamentik, daß man von der Form des Gefäßes vollkommen absah, sich nicht mehr der Tektonik des Gegenstandes anpaßte, den man zu verzieren hatte: die Spiral-Mäander-Keramik ist ein Muster des atektonischen Stils. Das ist ein Gegensatz zur vorderasiatisch-ägyptischen Ornamentik, die auf tektonischen Prinzipien beruht. Dagegen hängen kretische und Donau-Ornamentik zusammen, so daß man sehr wohl den Schlußworten von Matz zustimmen kann: Es ist der lebensstrotzende Geist des alten Europa, der hier mit der materiell und an Altersreife überlegenen Kultur des Alten Orients zusammentrifft. Nur faßt Matz die Erscheinung zu einseitig. Was er „Torsion" nennt, d. h. das sich drehen der Ornamentlinien um den Mittelpunkt des Gegenstandes (Abb. 59), ist nur eine Seite des Grundprinzips, das durch die kretische wie später auch einen Teil der griechischen Ornamentik geht, daß das Ornament ein Wesen für sich ist, daß man dabei keine Rücksicht auf die Form des Gegenstandes zu nehmen braucht, den man verzieren will. Das Wesentliche des minoischen Stils ist aber damit m. E. noch immer nicht getroffen. Man betrachte eine Vase wie die bei Bossert, Alt-Kreta, S. 112,

---

kennzeichnend für bestimmte Zeit und Gruppen zu sein, so etwas ließ sich leicht nachahmen.

Im Gegensatz zu Poulsen, der sich auf Beobachtungen von Einzelheiten stützt, geht Matz aufs Ganze, worin ein wesentlicher Fortschritt liegt, er sucht den Gesamtcharakter der kretischen Kunst zu bestimmen. Aber m. E. läßt sich eine Kunst nicht mit einigen Schlagwörtern wie „Central, achsial" usw. definieren. Wenn es überhaupt gelingt, das Wesen einer Kunst zu bestimmen, so muß die Definition viel weiter gefaßt werden, ein Musterbeispiel: Dvořaks Definition der gotischen Kunst in seinem wundervollen Buche: „Idealismus und Realismus in der gotischen Skulptur und Malerei" gegen Worringer, dessen Bücher für die moderne Kunstwissenschaft allmählich eine Gefahr zu werden scheinen. Sonst muß man nach Einzelzügen suchen, wie das s. Z. Riegl für die mykenische Kunst (damals kannte man Kreta noch nicht) getan hat. Einstweilen läßt sich, soweit ich sehe, nur sagen, daß die minoische Kunst im Vergleich zu der Kunst anderer orientalischer Völker das Organische ungleich stärker betont. An meiner Auffassung hat auch die anerkennende Besprechung des Buches von Matz durch Schweitzer (Gnomon, Dezember 1928), nichts ändern können. Ich glaube in dieser Zeitschrift (s. OLZ 1929 Sp. 80) gezeigt zu haben, daß Matz' Versuch, die minoische Kunst durch Vergleich mit der ägyptischen zu charakterisieren, nicht das Richtige trifft, weil M. nicht über genügende Kenntnis der ägyptischen Kunstformen verfügt und weil er sich nicht die Frage vorlegt, ob bestimmte Eigenheiten der ägyptischen Kunst nicht durch Momente, die außerhalb des Künstlerischen liegen, erklärt werden müssen. Auf das Vorderasiatische bin ich deshalb nicht weiter eingegangen, weil es m. E. heute noch nicht möglich ist, bestimmte Prinzipien der vorderasiatischen Kunst festzulegen, so lange das Material noch so dürftig ist (z. B. die Kleinfunde von Boghazköi sind immer noch unveröffentlicht, die Erforschung Palästinas steckt in den allerersten Anfängen usw.). In seiner viel Neues bietenden Besprechung führt Schweitzer, an Matz anknüpfend, aus, wie die Darstellungen auf kretischen Siegeln sich schon ganz früh emanzipieren von der Form des Gegenstandes, den sie verzieren sollen. Vgl. dazu z. B. die guten Analysen einiger Keramik durch Matz (S. 157ff.). Gerade hier aber zeigt sich der Kampf zwischen Form und Verzierung und der Versuch, beide auszugleichen. In der Hauptsache kümmert sich der kretische Ornamentiker um den Gegenstand erst in zweiter Linie, die Verzierung führt bei ihm ihr eigenes Leben. Das alles ist nur eine andere Seite dessen, was Böhlau hervorhebt der Freude am Organischen. Wie diese sich immer wieder hervordrängt, wie sie sich anderen Prinzipien zeitweise unterordnet, wie dabei überraschende Lösungen herauskommen, darin liegt das Wesen der kretischen Kunst, soweit es sich heute bestimmen läßt.

Abb. 15 abgebildete. Da sehen wir in einen Kreis 4 Spiralen mit Blüten in den Zwickelfüllungen hineinkomponiert. Auf den ersten Blick wirkt das Ornament verblüffend, ja geradezu abstrus. Ohne jede Rücksicht auf die gewölbte Fläche des Gefäßes wird ein Ornament aufgesetzt, das viel zu groß für das Gefäß scheint, bei der Rundung des Gefäßes ist es ganz unmöglich, das Ornament mit einem Blick als Ganzes zu erfassen. Auch das fällt auf, daß das Ornament ganz hoch hinaufgesetzt wird, daß es den Hals des Gefäßes unmittelbar berührt, während die ganze Unterpartie des Gefäßes frei bleibt und, so gut es geht, durch konzentrische Kreise verziert wird. Das ist ein Spiel ornamentaler Phantasie, das seinesgleichen sucht. Sogar in der ostasiatischen Keramik, die mit Recht als der kretischen im gewissen Sinne gleichartig betrachtet wird, muß man lange suchen, ehe man Ähnliches findet. Man vergleiche auch den wundervollen Kamarestopf bei Bossert, Abb. 156, sowie das großartige Gefäß S. 120, Abb. 165, (das auch Matz behandelt, ohne seiner Bedeutung gerecht zu werden). Hier ist das Ornament ein Tintenfisch. In diagonaler Richtung überspannt das Ornament das Gefäß vom Halsrand bis zum Boden, so daß die Fangarme des Tintenfisches in den Boden hineinzugreifen scheinen. Bei genauerem Zusehen bemerkt man aber bei allen drei Gefäßen, wie sorgfältig und überlegt der Raum ausgenutzt wird. Es ist wirklich so: diese Werke von Alt-Kreta erinnern an die glänzendsten Leistungen des neuzeitlichen Barockstils[1].

Es ist und bleibt uns noch immer ein Rätsel: das Werden dieser wunderbaren Kunst. Wohl möglich, daß es in vielleicht nicht langer Zeit gelöst wird, die Kunstgeschichte ist manchen schwierigen Problems Herr geworden. Aber gerade die Art und Weise, wie das geschehen ist, zeigt uns, wie wir die Aufgaben anfassen müssen. Bis vor gar nicht langer Zeit war eins der schwierigsten Probleme der neueren Kunstgeschichte der Ursprung des Genter Altars. Es ist heute anerkannt, daß Max Dvořak in seinem Werke: Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck (neu herausgegeben, mit Übersicht der seitdem erschienenen Literatur, München: Piper 1925) den richtigen Weg zur Lösung gefunden hat. Aber die Lösung war ziemlich kompliziert. In der Zeit des sogenannten babylonischen Exils der Kirche schaffen die Päpste von Avignon den Herd einer neuen Kunst. Von Avignon dringt die neue Weise einerseits nach Böhmen (durch die Wirksamkeit Karls IV. und seiner Berater), andererseits über Burgund nach Flandern: Ganze Generationen gehen auf dem begonnenen Wege weiter, bis Jan van Eyck, einer der größten Maler aller Zeiten, das Genter Wunderwerk vollendet. Daß Dvořaks Weg richtig war, bestätigten von ganz anderer Seite die Forschungen Konrad Burdachs. Von Rom und Avignon aus geht der Weg, der zur Erneuerung des Schrifttums nicht nur in Italien, sondern auch in Nordfrankreich und durch die Luxemburger Vermittlung auch in Böhmen und von da aus in Deutschland geführt hat. So kontrollieren sich zwei Wissenschaften gegenseitig. Man mag verwundert sein, daß dies Beispiel hier angeführt wird, aber auch der Erforscher des Altertums hat davon zu lernen. Wir sehen hier einmal, wie die Umgestaltung der politischen Verhältnisse zusammenhängt mit der Entwicklung von Literatur und Kunst. Das muß auch in Kreta der Fall gewesen sein. Wir wissen heute, daß gleichzeitig mit dem Ägypten, das die Hyksos vertrieb, Kreta einen gewaltigen Aufschwung nahm. Aus dieser Glanzzeit stammen die ersten kretischen Paläste. Die Bauherren sind ganz gewiß ebenso wie zu anderen Zeiten auf die Entwicklung dieser höfischen Kunst nicht ohne Einfluß gewesen, ebensowenig wie Karl der Vierte und die großen Herzöge von Burgund. Aber vor allen Dingen: die gewaltige Entwicklung der kretischen Kunst ist nicht möglich gewesen ohne die Wirksam-

1) Man vergleiche Proben germanischer Ornamentik. Die nordische Tierornamentik erschöpft sich in Tierverflechtungen, erst in dem sogenannten dritten Stil Salins gelangt sie zu einem „überaus fein abgestimmten Linienspiel". Aber sieht man die Beispiele an (vgl. Salin, Nordisch-Germanische Tierornamentik, Fig. 607, Muth, Tierornamentik bei Chinesen und Germanen, Tafel XLIX), so merkt man, mit welcher Mühe sich die nordischen Künstler zur Klarheit durchgerungen. Bei den einzig schönen Kapitellen des Magdeburger Doms (Hamann-Rosenfeld, Der Magdeburger Dom, Tafel A. Hamann, Deutsches Ornament, Tafel 45) trifft wirklich die Erklärung Hamanns zu: „Da ist in der Tat etwas vom faustisch-grüblerischen Unendlichen der deutschen Seele." Von solchem Grübeln, solchem Ringen um die Form findet sich auf Kreta keine Spur. Mit geradezu dämonischer Sicherheit werden die Ornamente auf die Fläche gesetzt, ein Zeichen, daß hier eine hervorragende Künstlerpersönlichkeit Schule gemacht haben muß. In deutscher Ornamentik sind etwa die Kapitelle aus Gelnhausen (Hamann, Tafel 22—25) von ähnlicher Genialität. Im chinesischen Ornament, das so gern mit dem germanischen verglichen wird (s. das genannte Buch von Muth), ist eine viel größere Klarheit, die nur deshalb nicht in Erscheinung tritt, weil der Chinese seine höchst komplizierten symbolischen Schriftzeichen als Ornament verwendet. Dabei darf man natürlich nie vergessen, daß es überall eine ganze Reihe von Ausnahmen gibt. Die Kunst eines Volkes, wenn es überhaupt für Kunst begabt ist, läßt sich eben nicht auf eine Formel bringen.

keit bestimmter schöpferischer Persönlichkeiten[1].

In der ägyptischen Kunst ist es längst aufgefallen, daß in der zweiten und dritten Dynastie eine große Wandlung eintritt. Statt der Fülle der Formen, die bisher üblich war, wird eine strenge Auswahl getroffen, die für alle Zukunft bleibt. Man könnte beinahe sagen: die Kunst wird akademisch. Kurz vor der Zeit der großen Pyramidenerbauer, gegen Ende der dritten und Anfang der vierten Dynastie, setzt eine neue Bewegung ein, der wir die wundervollen Bauten bei der Stufenpyramide von Saqqara danken, eine Bewegung, die in der Zeit des Cheops wieder aufhört. Überall müssen bedeutende Persönlichkeiten die Hand im Spiele gehabt haben. Wer es gegen Ende der dritten Dynastie war, können wir heute mit einiger Sicherheit sagen, da sich die Überlieferung, wenn auch nur sagenhaft, bis in späteste Zeiten erhalten hat. Es ist Imhotep, der Baumeister des Königs Zoser[2]. Ähnliche Persönlichkeiten haben zweifellos auch bei der Blütezeit der kretischen Kunst ihre Hand im Spiele gehabt. Ob wir ihre Namen jemals erfahren werden, läßt sich nicht sagen, bevor nicht die Archive von Knossos erschlossen sind, vielleicht auch dann nicht. Aber auch von ungezählten Künstlern des Mittelalters, deren künstlerische Eigenart sehr wohl greifbar ist, sind die Namen unbekannt.

Die Kunstgeschichte steht nicht für sich allein da, wie man eine Zeitlang gemeint hat, und künstlerische Wandlungen lassen sich nicht erklären, wenn man nicht die gesamte Kulturentwicklung heranzieht (s. die Rede von R. Kautzsch: Der Begriff der Entwicklung in der Kunstgeschichte. Frankfurt 1917). Eine so vielseitige Betrachtung mag ihre Unbequemlichkeiten haben, sie hat aber den Vorteil, daß bei Betrachtung einer Erscheinung von verschiedenen Seiten her eins das andere kontrolliert. Man kann hier die Worte verallgemeinern, die Wätzoldt zur Charakteristik Karl Justis anwendet: „Kunstgeschichte im engeren Sinne vermag nicht die Pforten zum Tempel einer neuen Kunst zu sprengen“[1].

1) Es ist vollauf berechtigt, wenn Matz und ebenso Schweitzer auf die Frage nach der Nationalität der Einwanderer in Griechenland von Norden her eingehen und die Eigentümlichkeiten der kretisch-mykenischen Kunst auf diesem Wege zu lösen versuchen. Aber damit allein ist es nicht getan.

Ein weiteres Beispiel aus Deutscher Kunst. Der Tiefenbronner Altar von Lucas Moser (Heidrich, Altdeutsche Malerei, Tafel 4—7, Glaser, Zwei Jahrhunderte Deutscher Malerei, Abb. 30) wirkt auf den ersten Blick beinahe so rätselhaft wie der Genter Altar. Das Rätsel löst sich einigermaßen, wenn man sieht, daß der in seiner Heimat nicht anerkannte Maler, wie Dehio ausgeführt hat, auf dem Konstanzer Konzil, wo alle Welt zusammentraf, seine künstlerischen Anregungen empfangen hat. Das Konstanzer Konzil darf nicht vergessen werden, wenn man die Blüte der Bodenseemalerei des 15. Jahrhunderts verstehen will. Auch hier also Zusammenhang von Kunst- und allgemeiner Kulturgeschichte.

2) Wer es verwunderlich findet, daß die Erinnerung an den Baumeister Imhotep sich so lange erhalten haben soll, sei darauf hingewiesen, daß in Island sich die Tradition von den Künstlern der Sagazeit bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat, wahrscheinlich ist es richtig, daß Thorwaldsen unter seinen Ahnen einen Bildschnitzer des 12. Jahrhunderts zählte.

Zur Schlacht von Qadeš.

Von Albrecht Götze.

Die kriegerische Auseinandersetzung zwischen Ägypten und Ḫatti war das wichtigste welthistorische Ereignis während der langen Regierung des Pharao Ramses II. (ca. 1312—1246). Sie gipfelte in der Schlacht von Qadeš im 5. Jahre des Pharao. Der Ausgang der Schlacht ist sehr verschieden beurteilt worden; die einen geben sie für einen ägyptischen Sieg aus, die anderen für eine ägyptische Niederlage. Ed. Meyer sagt in der Neubearbeitung des II. Bandes seiner Geschichte des Altertums (S. 466): „Ramses hat durch sein persönliches Eingreifen die drohende Katastrophe in einen glänzenden Sieg verwandelt, auf den er mit Recht stolz sein durfte“. Die andere Darstellung der Geschichte jener Zeit, die von Bilabel (Geschichte Vorderasiens und Ägyptens vom 16.—11. Jht. v. Chr.), stellt im Gegensatz dazu fest (S. 113): „daß die Hetiter das Schlachtfeld behaupteten und Ramses mit seinen durch die Verluste geschwächten Truppen den Rückzug antreten mußte“. Ich selbst habe mich in meiner Skizze: Das Hethiterreich (AO 27, 2 S. 36) ähnlich ausgesprochen und dabei besonders darauf hingewiesen, daß die Hethiter auch nach der Qadeš-Schlacht ihren alten Besitzstand bis Amurru und Kinza einschließlich behauptet haben. Damit fand ich den vollen Beifall von Kees (GGA 1928, S. 530). Andererseits glaubt Pieper (OLZ 1929, Sp. 7), daß meine Ansicht rückständig und „grundfalsch“ sei. Ganz neuerdings hat schließlich Forrer (Art. Amurru im Reallexikon der Assyriologie) sich dahin geäußert, daß Ramses

1) Hoffentlich wird Wätzolds Werk über Deutsche Kunstgeschichtsschreibung fortgesetzt. Es ist dringend zu wünschen, daß sich jeder Forscher die Geschichte seiner Wissenschaft gegenwärtig hält. Sonst kommt man in Gefahr, die Methode, die man gerade befolgt, für die allein seligmachende zu halten. Irgendwo sagt Karl Justi: „Man kann sich mit einiger Mühe in alle möglichen unfehlbaren Methoden hineinforschen.“

in der Schlacht bei Qadeš besiegt worden sei. Es verlohnt sich bei dieser Verschiedenheit der Meinungen, das Für und Wider von Neuem abzuwägen.

Die Ereignisse müssen im Gesamtrahmen der hethitisch-ägyptischen Beziehungen betrachtet werden. Zu Beginn der 18. Dynastie, namentlich unter Thutmosis III., hatte Ägypten die Oberherrschaft über Syrien erfochten und sich dadurch zur Weltmacht erhoben. Seitdem betrachtete es sich als den rechtmäßigen Besitzer dieser Gebiete. Unter den Pharaonen Amenophis III. und Amenophis IV. war das zum guten Teile aber nur noch Schein. In Wirklichkeit war Nordsyrien damals bis an den Libanon in die Gewalt der seit Šuppiluliumaš südwärts aus dem Taurus vordrängenden Hethiter geraten. Von Ägypten war diese Machtverschiebung nie anerkannt worden, man hatte sie aus Ohnmacht dulden müssen. Nachdem die Wirren am Ende der 18. Dynastie vorüber waren, eine neue Dynastie kraftvoll die Regierung übernommen hatte, handelte es sich darum, ob der alte Besitzstand in Nordsyrien wieder erneuert werden könne oder ob Ägypten die hethitische Macht über diese Gegenden werde anerkennen müssen. Das ist der Sinn der syrischen Kriege Sethos I. und Ramses II.; sie waren also nach meiner Auffassung Offensiv-Kriege. Die Hethiter haben niemals — und ich glaube, daß unsere Quellen hier durchaus ausreichen, um das argumentum e silentio zuzulassen — einen ernsthaften Versuch gemacht, südlich von Kinza und Amurru als Eroberer aufzutreten; sie waren mit Nordsyrien voll saturiert und einsichtig genug, zu wissen, daß sie etwaige Eroberungen südlich des Libanon nicht würden halten können. Von einem ägyptischen „Sieg" könnte bei diesem Zusammenhang nur dann gesprochen werden, wenn es Ramses gelungen wäre, die Stellung Ḫattis in Syrien zu erschüttern, oder wenigstens ihnen wichtige Gebiete, um die nächtliegenden zu nennen, etwa Kinza und Amurru, zu entreißen. Davon kann aber nicht im Entferntesten die Rede sein. Vielmehr hat Muwatalliš, und das Gleiche gilt für seine Nachfolger Ḫattušiliš und Tudḫalijaš, die Libanon-Grenze in vollem Umfang aufrecht erhalten. Der berühmte Freundschaftsvertrag zwischen Ramses und Ḫattušiliš bedeutet geradezu die Anerkennung der hethitischen Ansprüche auf Nordsyrien und damit die Aufgabe des Zieles, das sich die neue Dynastie anfänglich gesteckt hatte.

Der beste Maßstab für die Machtverhältnisse in Syrien scheint mir darin zu liegen, welche Macht, Ägypten oder Ḫatti, das Land Amurru als Oberherrn anerkennt. Auf der Grenze zwischen den beiden Sphären liegend, hatte es, wie wir ja auch in den Amarna-Briefen deutlich verfolgen können, stets das verständliche Streben, auf der Seite des wahrscheinlichen Siegers zu stehen. Glücklicherweise sind wir über die Geschichte dieses Kleinstaates durch eine zusammenhängende Reihe von Staatsverträgen, die seine Herrscher mit den Ḫattikönigen geschlossen haben, und uns im Archiv von Boghazköi erhalten geblieben sind, trefflich unterrichtet. Für unsere Frage kommt besonders der Vertrag zwischen Tudḫalijaš von Ḫatti und Ištarmuwaš von Amurru in Betracht, der demnächst in KUB XXIII, 1 veröffentlicht vorliegen wird. Über die Lage vor und nach der Qadeš-Schlacht heißt es dort:

I 28 GIM-*an-ma* NIR.GÁL-*iš* ŠEŠ *A-BI* ^{D}UTU^{ŠI}
29 LUGAL-*iz-zi-at nu-uš-ši* LÚ.MEŠ KUR ^{URU}*A-mur-ra*
30 IGI-*an-da ḫa-aš-te-ir nu-uš-ši a-pa-a-at*
31 *ḫa-a-tar-na-aḫ-ḫi-ir a-aš-ši-ia-an-na-aš-ḫa-an-na-aš*
32 ÌR.MEŠ *e-šu-en ki-nu-un-ma-ḫa-tu-za Ú.UL* ÌR.MEŠ
33 *na-at-kán A.NA* LUGAL KUR ^{URU} *Mi-iz-za-ri-i* EGIR-*pa-an-da*
34 *ti-i-e-ir nu* ŠEŠ *A-BI* ^{D}UTU^{ŠI} NIR.GÁL-*iš*
35 LUGAL KUR ^{URU}*Mi-iz-za-ri-ia A.NA* LÚ.MEŠ KUR *A-mur-ra*
36 *še-ir za-aḫ-ḫi-ir na-an-za-an* NIR.GÁL-*iš*
37 *tar-aḫ-ta* KUR ^{URU}*A-mur-ri-ia IŠ-TU* ^{GIŠ}KU
38 *ar-ḫa ḫar-ga-nu-ut na-at-za* ÌR-*na-aḫ-ta*
39 *nu I-NA* KUR ^{URU}*A-mur-ri Ša-pí-li-in* LUGAL-*un* DÙ-*at*

28 Als aber Muwatalliš, der Oheim der Sonne,
29 König war, vergingen sich die Leute vom Lande Amurra
30 ihm gegenüber und teilten ihm folgendes
31 mit. „Aufrichtige[1]
32 Untertanen sind wir gewesen, jetzt aber (sind wir) deine Untertanen nicht (mehr)."
33 Und zum König vom Lande Ägypten
34 traten sie über. Und der Oheim der Sonne, Muwatalliš,

1) Wörtlich: Untertanen der Liebe waren wir uns.

35 und der König von Ägypten kämpften um die Leute vom Lande Amurra.
36 Und Muwatalliš
37 besiegte ihn und das Land Amurru
38 vernichtete er mit der Waffe und unterwarf es.
39 Und im Lande Amurru machte er den Šapiliš zum König.

Das steht in der Einleitung eines Staatsvertrags, die wie üblich die Beziehungen zwischen den beiden vertragschließenden Parteien kurz resumiert. Tudḫalijaš hatte gar keinen Grund, ja nicht einmal die Gelegenheit, seinem Partner, dem Sohne des Rebellen gegenüber, der über alles ganz genau orientiert war, die Wahrheit irgendwie zu verdrehen. Hethitische Staatsverträge sind eine vertrauenerweckendere Quelle als ägyptische Prunkberichte, die so tun, als ob die Pharaonen nichts lieber getan hätten, als möglichst gefährliche und blutige Kriege zu führen.

Hätte Ramses in der Zeit nach der Qadeš-Schlacht in Amurru mehr als Eintagserfolge gehabt, so würde das wiederum in der Haltung des Amurru-Fürsten gegenüber Ḫatti seinen Ausdruck finden. Der Fortgang der zitierten Inschrift würde keinesfalls verfehlen, jede illoyale Handlung festzunageln. Nichts dergleichen ist zu finden. Die Beseitigung des Šapiliš nach Ḫattušils Thronbesteigung und seine Wiederersetzung durch Bentešina hat innerpolitische Gründe. Man könnte eher daraus folgern, daß Šapiliš so sehr als ein treuer Parteigänger des Muwatalliš galt, daß der Ursupatur Ḫattušiliš es für angezeigt hielt, ihn der Königswürde über Amurru zu entheben. Von Bentešina heißt es ausdrücklich:

45 ..... *nu A-BI* ^{D}UTU^{ŠI} PAP-*aš-ta*
46 KUR ^{URU}KUBABBAR-*ti-ia pa-aḫ-ḫa-aš-ta*
47 *nu IT-TI* KUR ^{URU}KUBABBAR-*ti Ú-UL ku-it-ki ua-aš-ta-aš*
45 ..... Und er war loyal gegen den Vater der Sonne,
46 auch gegen das Land Ḫatti war er loyal
47 und verging sich in nichts gegen das Land Ḫatti.

Darauf folgt unmittelbar die Einsetzung des Ištarmuwaš (Ištaraja) durch Tudḫalijaš, den Sohn Ḫattušils.

Es steht also völlig fest, daß Amurru von der Schlacht von Qadeš ab bis in die Zeiten des Tudḫalijaš hinein ununterbrochen hethitischer Besitz gewesen ist[1]. In dieser ganzen Zeit, also bis rund 1250, kann somit Ägypten keinen nennenswerten Erfolg gegen Ḫatti erzielt haben. Die Libanongrenze, die seit Šuppiluliumas Eroberungszügen bestand und wie sie durch den Vertrag zwischen Ramses und Ḫattušil auch rechtlich anerkannt war, ist bis zum Ende des Ḫattireiches die Grenze zwischen hethitischer und ägyptischer Sphäre geblieben.

Wir haben gesehen, daß die Schlacht von Qadeš jedenfalls kein strategischer Erfolg des Ramses gewesen ist. Bliebe die Möglichkeit, sie als einen taktischen Sieg ohne politische Auswirkung hinzustellen. Auch bei dem Urteil hierüber halte ich mich lieber an die hethitischen Berichte, die zweifellos mehr historischen Sinn verraten als ägyptische. Es trifft nicht ganz zu, daß die hethitischen Berichte über die Schlacht von Qadeš schweigen oder gar absichtlich darüber weggleiten, wie behauptet worden ist, weil nichts Rühmliches darüber zu berichten war. Ein argumentum e silentio will gar nichts besagen, solange wir die Annalen des Muwatalliš nicht besitzen. Ḫattušil (großer Text § 9)[2] hat in der Geschichte seiner Prinzenzeit gar keine Ursache, die Taten seines Bruders, mit dem er rivalisierte, besonders herauszustreichen; aus der Knappheit seines Berichtes an der erwähnten Stelle darf höchstens gefolgert werden, daß Ḫattušil keinen bedeutenden Anteil am Ausgang der Schlacht gehabt hat. Ein interessantes Schlaglicht auf den hethitisch-ägyptischen Krieg, das gegen übereilte Schlüsse vorsichtig machen muß, liefert der als KUB XXI 17 veröffentlichte Text Ḫattušils. Er berichtet sachlich genau parallel zu § 9 des großen Textes vom Frevel des Arma-U-aš, erzählt aber dann über die militärischen Vorgänge, in die Ḫattušil damals verwickelt war, folgendes[3]:

---

1) Diese unbestreitbare Tatsache widerlegt auch die Folgerungen, die Sethe (DLZ 1926 Sp. 1873ff.) aus dem vervollständigten Text der Hochzeitsstele gezogen hat. Er meinte, nach dem berühmten Friedensvertrag habe Ramses einen neuen erfolgreichen Hethiterkrieg geführt, der mit der Unterwerfung des Ḫattilandes, dokumentiert durch die Entsendung einer hethitischen Prinzessin für den Harem des Pharao, geendet habe. Davon kann gar keine Rede sein. Die ganzen Tiraden beziehen sich auf die Schlacht von Qadeš. S. a. Ed. Meyer, Gesch. des Altert. II 2 483f.

2) S. meine Übersetzung in MVAeG 1924, 3 S. 21ff.

3) Die Ergänzungen der Zeilen 14—18 sind recht unsicher und sollen nur helfen, den Zusammenhang herzustellen. Daß das richtig geschehen ist, daran kann meines Erachtens kein Zweifel sein.

I 14 [ŠEŠ-*ia-ma-m*]*u*? *ku-it* LUGAL KUR *Mi-iz-ri*
15 [*I-NA* KUR *Ḫur-r*]*i-ia la-aḫ-ḫi-ia-it*
16 [*ma-aḫ-ḫa-an-*]*ma-za* LUGAL KUR *Mi-iz-ri* KUR *Ḫur-ri-ia*
17 [*kat-ta-an* EGI]R-*pa* KUR *A-ba pa-it*
18 [*a-pi-ia-ma-z*]*a* NIR.GÁL ŠEŠ-*IA* KUR *A-ba tar-aḫ-ta*
19 [^{I}*SIN*-^{D}U-*aš-ma*] *I-NA* KUR ^{URU} *Ḫa-at-ti*
20 [*an-da e-eš-ta*] *am-mu-uk-ma-kán* ŠA(G) KUR *A-ba*
21 [*e-šu-un*]

I 14 Was [aber mein Bruder] (war), führte
15 gegen den König von Ägypten
16 [Als] aber der König von Ägypten aus(?) dem Lande Ḫurri
17 [zurü]ck nach dem Lande Aba [hinab] zog,
18 [da(?)] besiegte mein Bruder Muwatalliš das Land Aba.
19 [Arma- ^{D}U-aš aber war] im Lande Ḫatti
20 [drinnen,] ich aber [war] mitten im Lande Aba.

Aus der Parallelität mit § 9 des „Großen Textes" folgt, daß wir es auch hier mit Episoden aus dem Qadeš-Feldzug zu tun haben. Der Kampf geht nach dem Wortlaut des Textes um das Land Ḫurri, d. h., falls nicht einfach *A-mur-ri* zu konjizieren ist, um den ehemals mitannisch-ḫurritischen Teil Nordsyriens. Wir erfahren, daß der Ägypter-König gezwungen war, den Rückzug nach Aba anzutreten, und daß er von den Hethitern bis dorthin verfolgt wurde. Aba ist sicher das Abi oder Ubi der Amarna-Briefe, d. h. die Ebene von Damaskus[1]. Unser Bild von der Schlacht bei Qadeš wird dadurch in willkommener Weise vervollständigt: Muwatalliš hat nicht nur das Schlachtfeld behauptet, sondern hinter den abziehenden Feinden her die Grenze von Amurru und Kinza überschritten und auf der „ägyptischen" Seite geplündert.

Der ägyptische „Erfolg" in der Schlacht von Qadeš beschränkt sich also darauf, daß das Heer des Ramses der drohenden Vernichtung entging und trotz starker Verluste den Rückweg antreten konnte. Die persönlichen Verdienste des Pharao bei dem Durchbruch durch die bereits vollzogene Umzingelung brauchen damit garnicht geleugnet zu werden. Es ist durchaus möglich, daß durch sie die Niederlage noch einigermaßen glimpflich verlief. Eine ägyptische Niederlage — strategisch wie taktisch — bleibt die Schlacht trotzdem.

1) Vgl. Weber bei Knudtzon, Die El-Amarna-Tafeln II 1110f.

Besprechungen.

Allgemeines, Mittelmeervölker.

Weidenbach, Hermann: **Das Geheimnis der schweren Basis: Das Jery slavenicum!** Heidelberg: Carl Winter 1928. (31 S.) gr. 8°. RM 2 —. Bespr. von Franz Specht, Halle a. S.

Der Titel der kleinen Schrift klingt etwas mystisch. Was der Verf. beweisen will, ist folgendes: Es hat in der indogerm. Ursprache einen Laut gegeben, der aus unbetontem *ā*, *ē*, *ō* entstanden ist und den man in der indogerm. Sprachwissenschaft Schwa indogermanicum zu nennen pflegt und mit umgestürztem *e* (= *ə*) umschreibt. In den einzelnen idg. Sprachen erscheint es als *a*, nur im Altind. als *i*, das aber auf vorhergehende Gutturale nicht wirkt. Wie die Aussprache dieses idg. *ə* gewesen ist, weiß niemand und läßt sich höchstens ungefähr vermuten, aber schwerlich beweisen.

Trotzdem versucht der Verfasser das schwierige Problem zu lösen. Er hat sich mit Hilfe des Türkischen ein Vokalsystem erdacht, das er in senkrechte und wagerechte Reihen einteilt. In diesem Vokalglobus, wie er ihn nennt, können nur die unmittelbar senkrecht oder wagerecht benachbarten Laute einander ersetzen. Als neuen Laut in dieses System führt er das russische Jery (= *y*) ein, das er phonetisch genauer beschreibt. Er glaubt nun auf Grund seines Vokalglobus, daß nur das slavische Jery in allen Einzelheiten dem idg. *ə* phonetisch gleichzusetzen ist. Nachdem ihm auf diese Weise „die phonetische Bestimmung eines in unseren Sprachen seit über 2000 Jahren verschollenen Lautes gelungen ist", sucht er durch eine kurze Besprechung des idg. Ablauts den etymologischen Beweis zu erbringen.

Ich erkenne an, daß sich der Verfasser viel Mühe gegeben und sich mit sehr vielen Sprachen, indogermanischen und nichtindogermanischen, befaßt hat. Aber die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist überhaupt nicht mit Sicherheit zu lösen. Dann aber fehlen ihm die sprachlichen Einzelkenntnisse und die sprachwissenschaftliche Methode. Mit bloßer Synthese läßt sich hier gar nichts erreichen. Es erinnert an die Anfänge der Sprachvergleichung, wenn Beziehungen wie zwischen lat. *centum* und got. *hund* mit solchen wie zwischen lat. *furnus*: span. *horno* und lat. *pater*: got. *fatar* (sic!): arm. *hayr*: kelt. *athir* in einem Atem genannt werden. Der Versuch, slav. *y* als einen schon in der idg. Grundsprache vorhandenen Laut zu erweisen,

ist überhaupt nicht ernst zu nehmen und stützt sich zudem auf ganz ungenügendes und zweifelhaftes Material. Die wenigen etymologischen Gleichungen auf S. 28 und 30 f. sind vielfach gar nicht zu diskutieren, da oft ganz unverwandte Wörter zusammengestellt werden. Viele Versehen finden sich im einzelnen. So soll griech. τρεῖς einen Diphthong haben. Aber es lohnt sich nicht, die Dinge aufzuzählen. Ich kann zum Schluß nur sagen, daß ich das Ergebnis der Schrift glatt ablehnen muß, um so mehr, als der Verfasser mit verblüffender Sicherheit seine Resultate vorträgt.

Rumpf, Andreas: **Katalog der etruskischen Skulpturen.** Mit 56 Taf. u. 14 Abb. im Text. Berlin: Hans Schoetz & Co. 1928. (46 S. Text) 4° = Staatliche Museen. Katalog der Sammlung antiker Skulpturen, Bd. I. RM 50 —. Bespr. von E. Löwy, Wien.

Der vorliegende Band eröffnet die Reihe der Kataloge, mit denen die Leitung der Berliner Antikensammlungen für die vor bald 40 Jahren erschienene „Beschreibung der antiken Skulpturen" einen zeitgerechten Ersatz bieten will. In diesen Sammlungen, deren Geschichte von Th. Wiegand einleitend skizziert wird, nimmt die etruskische Kunst einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein. An Zahl (knapp 100 Nummern), wohl auch Bedeutung der Stücke, kann sie sich mit den analogen Sammlungen, namentlich Italiens, nicht messen. Doch ist sie dadurch lehrreich, daß in ihr die wichtigsten Gattungen etruskischer Steinskulptur mit zum Teil kunstgeschichtlich oder gegenständlich bemerkenswerten Stücken vertreten sind. Dem entspricht die Anlage des Katalogs. Der Stoff ist in Gruppen gegliedert, die zugleich kunstgeschichtlich und gegenständlich sind: hocharchaische Skulpturen; reifarchaische Aschenkisten und Aufsätze; Grabstatuen als Aschenbehälter (Kanopen); hellenistische reliefgeschmückte Aschenurnen mit Deckel (eine auch seltenere Typen und Stücke von besonderer Qualität enthaltende Auswahl), Sarkophage; endlich bildlose Aschenkisten, Grabsteine und Inschriften und ein bemalter Sarkophag. Da jeder Abteilung eine die ganze Gattung besprechende Einführung vorausgeschickt ist, überdies zu den einzelnen Stücken nebst der sorgfältig verzeichneten Literatur Verweise auf Parallelen gegeben sind, so bietet der Katalog über seinen unmittelbaren Zweck hinaus ein treffliches Hilfsmittel für das Studium der eben jetzt sehr in den Vordergrund archäologischen Interesses gerückten etruskischen Kunst überhaupt. Die Beschreibungen und tatsächlichen Angaben sind von sachlicher Knappheit, die Deutungen und kunstgeschichtlichen Zuweisungen vorsichtig zurückhaltend. Man wird den Urteilen des Verfassers in den meisten Fällen zustimmen können. Hervorheben möchte ich, was über das Verhältnis zur griechischen Bildhauerei im allgemeinen (S. 10) sowie über das längere Fortleben archaischer Formen (S. 24) oder über die spätere Datierung eines großen Teiles der Urnen (S. 26) gesagt wird.[1] Lob gebührt noch der großen Klarheit der Lichtdrucktafeln, die alle Einzelheiten deutlich ablesen lassen.

---

1. **Sachs**, Prof. Dr. Curt: **Geist und Werden der Musikinstrumente.** Berlin: Dietrich Reimer 1929. (XI, 282 S., m. 331 Bildern auf 48 Lichtdrucktaf.) 4°. RM 45 —; geb. 55 —.
2. **Wellesz**, Egon: **Byzantinische Musik.** Breslau: Ferdinand Hirt 1927. (96 S.) 8° = Jedermanns Bücherei, Abt. Musik, hrsg. von Joh. Wolf. RM 3.50.
3. **Lachmann**, Dr. Robert: **Musik des Orients.** Mit 12 Bildern und 14 Notenbeispielen. Breslau: Ferdinand Hirt 1929. (136 S.) 8° = Jedermanns Bücherei. RM 3.50. Bespr. von J. Müller-Blattau, Königsberg i. Pr.

1. Vorwort und Einleitung sprechen klar die Grundabsicht des Werkes aus. Es will die Musikinstrumente auf Grund umfassender Quellenstudien zum ersten Mal in ihrem Werden eingehend beschreiben, sie also mit den methodischen Mitteln der vergleichenden Musikwissenschaft und der Völkerkunde zum Gegenstand nicht nur der Systematik, sondern vor allem der Geschichte machen. Indem es aber jenseits der Entwicklung des Handwerklichen und Musikalischen zugleich den engen Zusammenhang der instrumentalen Musikübung mit Religion und Gesellschaft aufzeigt und sie aus dem Ganzen der seelischen Haltung eines Volkes, einer Kultur zu verstehen sucht, gibt es einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte.

Die geschichtliche Darstellung führt von der Altsteinzeit bis in unsere Weltepoche hinein bis zu dem Punkt, da die Musik aus der Gesamtheit des Lebens abgetrennt wird und sie mit ihren Instrumenten die Verengung auf das Ästhetisch-Künstlerische erfährt. Wie dann das Musikinstrument das Klangideal einer Zeit und eines Volkes spiegelt, und dies Klangideal selbst als Ausdruck einer gesamtseelischen Verfassung gewertet werden kann, hat Sachs in seinem schönen Büchlein „Die Musikinstrumente" (Jedermanns Bücherei 1923) gezeigt.

Der Schwerpunkt des vorliegenden großen Werkes ruht darum auch nicht in der Darstellung der europäisch-abendländischen, sondern gerade der außereuropäischen Instrumente. Hier liegt

1) Zur Dädalidenkunst in Etrurien vgl. auch Österr. Jahresh. 14, 1911, S. 31.

die Bedeutung des Werkes für den Orientalisten. Denn aus der einfachen, oft fast katalogartigen Aufreihung und Beschreibung, die durch grundsätzliche Erörterungen über bestimmte Typen wirkungsvoll unterbrochen wird, erhält man ein lebendiges und unverfälschtes Bild der alten Kulturen. Es ergibt sich schließlich mit wachsender Eindringlichkeit, „daß die gesamte Instrumentenwelt der niederen und mittleren Kulturen, mit Einschluß der amerikanischen und der ost- und südostasiatischen Hochkulturen, von wenigen Zentren aus gespeist worden ist, deren Wichtigstes und Fruchtbarstes man in Zentralasien zu suchen hat". Das ist das klare und eindrucksvolle Resultat des Werkes, dem die ausgezeichneten Abbildungen noch besondere Beweiskraft geben.

2. Die Erforschung der frühmittelalterlichen Kirchenmusik, insbesondere des gregorianischen Chorals, führte in jüngster Zeit auch zu der Beschäftigung mit den ersten orientalischen Entwicklungsstadien der christlichen Musik. Ihr Resultat ist das vorliegende Büchlein, aus der Feder eines der besten Kenner dieser Zusammenhänge. Unter byzantinischer Musik versteht der Verfasser nicht nur die Musikpflege der Hauptstadt Byzanz, sondern die schriftlich überlieferte Musik des byzantinischen Reiches, so weit sie als Fest- oder Kirchenmusik zu griechischen Texten komponiert wurde. Ausgehend von einer Darstellung der Grundlagen der byzantinischen Kultur wird die Rolle der Musik in ihr geschildert, Liturgie und Kirchendichtung, Notation und Musiklehre ausführlich dargestellt und mit einer kurzen Beschreibung der neugriechischen Kirchenmusik geschlossen. Das Ganze ist als erstmaliger Versuch aller Beachtung wert, zumal es in Notenbeispielen, Literaturangaben und Bildbeilagen das bisher Umfassendste für dieses schwierige Gebiet gibt. Syrische, armenische und koptische Musik wird später in den Kreis der Betrachtung einzubeziehen sein.

3. Unter der Musik des Orients will der Verfasser die Musik der über Asien und den Nordrand Afrikas verbreiteten, noch jetzt lebenden Hochkulturen verstanden wissen. Er unterscheidet vier Gruppen: Ostasien (China und Japan), Hinterindien und den indischen Archipel, Indien, und endlich die arabisch-islamische Kultur (Persien bis Nordafrika). Er stellt nun in systematischer Folge die Kategorien dar, die für die Musik solcher Hochkulturen charakteristisch sind: die geordneten Tonsysteme der Gesang- und Instrumentalmusik, die festen Tonleitern und Melodiegestalten mit ihrem besonderen Ethos, die Systeme der festen und freien Rhythmen, die Mehrstimmigkeit in Ensemble und Einzelinstrument, endlich den Gesamtbereich der ausgebildeten Musikpflege und Musikauffassung. So ist es ihm möglich, die Musik der orientalischen Hochkulturen abzugrenzen gegenüber der Musik der Naturvölker. Das Wesen der ersteren ist eben das Gliedern und Ordnen der primitiven Gebrauchsmusik und Bewußtmachen ihrer Gesetze. Das unterscheidende Merkmal der abendländischen Kunstmusik dagegen liegt in dem Ersinnen immer neuer musikalischer Möglichkeiten und dem Ringen um persönlichen Ausdruck. Der Orient aber hält an einer streng gehüteten, durch feste Gestalttypen gesicherten, objektiven Überlieferung fest. — Das Literaturverzeichnis, eine Zeittafel, Musik- und Bildbeilagen erhöhen den Gebrauchswert der vorbildlich sorgfältigen und knappen Darstellung.

Reinhardt, Karl: **Poseidonios über Ursprung und Entartung.** Interpretation zweier kulturgeschichtlicher Fragmente. Heidelberg: Carl Winter 1928. (79 S.) gr. 8°. = Orient und Antike, hrsg. von G. Bergsträßer und O. Regenbogen, H. 6. RM 6.50. Bespr. von A. Goedeckemeyer, Königsberg i. Pr.

„Quellenkritik heißt: von einem Ganzen ausgehen und zu einem Ganzen hingehen." Mit dieser Einstellung sucht R. im Hauptteil des interessanten Werkes ein neues Poseidonios-Fragment zu gewinnen. Aus dem Strabonischen Bericht über die Gründung Jerusalems aus den Historien des Pos. gewinnt er zunächst das Auszeichnende in der Haltung und Methode des Pos., um sodann aus der Anwendung dieser Einsicht auf Strabo X 3 auch hier ein Stück aus Pos. nachzuweisen, das es mit der Musik, ihrem göttlichen Ursprung und ihrer Entartung zu tun hat. Und wie sonst tritt R. auch hier wieder für die eigene Bedeutung des Pos. ein und lehnt besonders dessen noch immer beliebte Auffassung als des Mittlers zwischen Orient und Okzident ab. Dem entspricht auch seine Polemik gegen Reitzensteins Gottesauffassung des Pos. im letzten Exkurse, während drei vorhergehende Exkurse das Verhältnis des Pos. zu einem Abschnitt aus Diodor (I cap. 94, 2), und zu dem Topographischen in Strabons oben genanntem Bericht mit z. T. positivem und z. T. negativem Ergebnis betreffen.

Westermann, William Linn, and Casper J. **Kraemer: Greek Papyri in the Library of Cornell University** edited with Translations and Notes. New York: Columbia University Press 1926. (XIX, 287 S., 19 Taf.) 4°. $ 10.—. Bespr. von F. Zucker, Jena.

Unter den 55 Urkunden und Urkundenfragmenten dieser Publikation befindet sich

eine größere Anzahl wichtiger Texte, die man in drei Gruppen einteilen kann: 1. Stücke aus dem „Archiv" des Zenon in Philadelpheia; 2. Urkunden römischer Zeit aus Philadelpheia, die besonders auch durch mannigfache Beziehungen zu den BGU VII veröffentlichten Urkunden gleicher Zeit und Herkunft wertvoll sind; 3. Texte römischer Zeit aus verschiedenen Fundstätten, vorwiegend aus dem arsinoitischen Gau (Fajjûm). Jede Gruppe hat ein Stück von beträchtlichem Umfang aufzuweisen.

Die Ausstellungen, zu denen die Tätigkeit der Herausgeber dem Benutzer Anlaß gibt, sind von Schubart (Gnomon III, 552—55) offen dargelegt worden und brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Manche der Verbesserungen, die Schubart zu einigen Stücken gibt, treffen mit solchen von Vitelli zusammen, der in Studi italiani di filol. class., N. S. V, 5—13 eine Reihe von Urkunden hergestellt hat (an mehreren Stellen hat Medea Norsa das Richtige gefunden). Weitere Verbesserungen bringt Wilcken, Arch. f. Pap.-Forsch. VIII 294—98, nachdem er bereits die Erstausgabe des unter Nr. 1 neu vorgelegten Textes einer grundlegenden Erörterung unterzogen hatte, ebenda 69—72. Endlich ist auf P. M. Meyers Juristischen Papyrusbericht V, Zeitschr. d. Sav. Stift. 48, 587—633 aufmerksam zu machen, wo man die einzelnen Stücke in der jeweils einschlägigen Sachgruppe verzeichnet und mehrfach von fördernden Bemerkungen begleitet findet.

Nr. 1, ein Text von 233 Zeilen, fast durchweg von einer Hand geschrieben, ist eine auf die Monate Apellaios und Aydnaios des 28. Jahres des Ptolemaios II. Philadelphos sich erstreckende Aufzeichnung, in der über die tägliche Ausgabe von Rationen Lampenöl (Rizinusöl, κῖκι) Buch geführt wird. Westermann hatte in seiner Erstausgabe (Class. Philol. XIX 229ff.) die Empfänger der Ölrationen, unter denen eine Anzahl aus der Korrespondenz des Zenon bekannt war, dem Personal des großen Lehensgutes des Apollonios bei Philadelpheia zugerechnet; der Kommentar der in der vorliegenden Publikation wiederholten Ausgabe folgt der Interpretation, die Wilcken zunächst kurz in UPZ I 451f. vorgetragen und dann Arch. VIII 69ff. ergänzt und genauer ausgeführt hat (diese letzteren Darlegungen sind von den Hgg. nicht mehr benützt). Wie die Orts- und Zeitangaben zeigen, bezieht sich das Tagebuch (ἐφημερίς, Z. 2) auf eine Amtsreise des Finanzministers, über die wir anderweitig aus der Zenon-Korrespondenz unterrichtet sind, und zwar auf einen Aufenthalt in Memphis und dann in Βερενίκης Ὅρμος, dessen Lage wahrscheinlich an dem vom Nil zum Roten Meer führenden Kanal des Philadelphos zu suchen ist. Das eigentlich Interessante ist, daß wir ein deutliches und lebendiges Bild davon bekommen, mit welchem Aufgebot von Personal und mit welchem Apparat ein Grandseigneur wie Apollonios seine Amtsreisen ins Werk setzt. Drei Rechnungsbüros führt er mit sich, die Kanzlei zur Besorgung der Korrespondenz, dazu 2 Ställe, eine Bäckerei, einen Teil seiner Silberkammer und was sonst noch seiner Behaglichkeit dient. Von den Einzelheiten hebe ich nur noch hervor, daß Apollonios samt seiner Begleitung das große Isis-Osiris-Fest amtlich begeht. Die Buchführung der ἐφημερίς wechselt mit Beginn des 2. Monats, wie die Hgg. in ihrem eingehenden Kommentar zeigen.

In der Doppelurkunde über ein Gelddarlehen des Zenon (Nr. 2) ist leider der juristisch interessante Punkt nicht erhalten, die Einleitung der Hgg. ist durch die Feststellungen über Zenon als Geldgeber wertvoll. Bei der Vorausberechnung der Transportkosten für 100 Artaben von einem unbekannten Ausgangspunkt bis Memphis (Nr. 3) ist die Zugehörigkeit zur Zenon-Korrespondenz nicht sichergestellt.

Die umfangreichste Urkunde der zweiten Gruppe ist Nr. 21, bestehend aus den letzten 15 Kolumnen einer Liste von Steuerzahlungen. Ein Bruchstück der Papyrussammlung der Princeton University mit fünf Kolumnen aus derselben Rolle liefert die Datierung auf 25 n. Chr., der Gesamtbetrag der Zahlungen einzelner Kontribuenten gestattet den Schluß, daß es sich um das συντάξιμον handelt, die Steuer, die wahrscheinlich als kopfsteuerartig auferlegter allgemeiner Zwangsbeitrag für die staatlichen Gehälter (συντάξεις) zu erklären ist. In der mit übersichtlichen Tabellen ausgestatteten Einleitung wird der Bezahlungsmodus festgestellt: der Jahresbetrag von 44 Drachmen samt Zuschlag kann in beliebigen Raten eingezahlt werden, die allerdings stets Vielfache von vier sind. Auf Grund der Tatsache, daß die erhaltenen Teile der tageweise die Zahlungen verzeichnenden Liste die beiden letzten Monate des Jahres umfassen, und auf Grund der kopfsteuerartigen Anlage des συντάξιμον ermitteln die Hgg. in annähernder Berechnung eine Bevölkerungszahl von 3500—4500 für Philadelpheia, wobei freilich nur die λαογραφούμενοι berücksichtigt sind. Die Namen der Kontribuenten zeigen viele Übereinstimmungen mit den Namen der ebenfalls dem 1. Jahrh. n. Chr. angehörenden Urkunden aus Philadelpheia BGU VII 1614, 1615, 1635 und der großen Liste Pap. Lond. II Nr. 257 S. 21ff. (94 n. Chr.), die, wie in der Einl. zu BGU 1614 nachgewiesen ist, die λαογραφούμενοι von Philadelpheia enthält, ferner kommt BGU 1616 aus dem 2. Jahrh. in Betracht.

Sehr interessant ist Nr. 22 aus dem frühen 1. Jahrh. n. Chr., eine vollständige Liste der in Philadelpheia domizilierenden ξένοι, der Personen, die anderswo ihre ἰδία (origo) haben. Fast alle stammen aus dem Arsinoites. Formal bemerkenswert ist, daß die Herkunftsangabe durch das Ethnikon gegeben wird. Wilcken hat sofort gesehen, daß BGU VII 1620 (2. Jahrh. n. Chr.), eine jedenfalls teilweise nach Dörfern verschiedener Gaue geordnete Namenliste mit darauffolgenden Zahlen, von P. Cornell 22 Licht empfängt. Nr. 23, wieder aus dem frühen 1. Jahrh., mit dem Schluß der Liste der 88 Weber von Philadelpheia, an sich sehr wichtig durch diese Angabe, ist zugleich wertvoll für die Beurteilung der die dortige Webergilde betreffenden Urkunden BGU VII 1572, 1591, 1615, 1616. Steuerschulden von ἄποροι ἀνεύρετοι, Personen 'ohne liturgie- und steuerpflichtiges Grundbesitzvermögen' (wie Meyer a. a. O. 600 ἄποροι übersetzt), die unauffindbar sind, sind in der Liste Nr. 24 v. J. 56 n. Chr. verzeichnet, und zwar die Jahresbeträge der Kopfsteuer und der Dammsteuer. Die kopfsteuerartige Erhebung des χωματικόν tritt aufs klarste hervor; für die Frage, ob eine Adärationsgebühr im Fall des Unterbleibens persönlicher Ableistung der Dammfron vorliegt (s. Einl. zu BGU VII 1614), ergibt sich keine Entscheidung. Die Namen weisen auch hier Übereinstimmungen mit den vorhin genannten Urkunden auf.

Aus der dritten Gruppe ragt Nr. 20 hervor, enthaltend auf 11 Kolumnen aus einer großen Rolle 11 Deklarationen von γῆ ἰδιωτική und γῆ βασιλική vom 23. Sept. 302. Das Land gehört zur Gemarkung des im Herakleides-Bezirk des Arsinoites

gelegenen Dorfes Πτολεμαΐς Νέα, über dessen Bodenverteilung Pap. Bouriant 42 v. J. 167 n. Chr. so reiche und bedeutsame Aufklärung gebracht hat. Wie die verschiedenen Hände der ὑπογραφαί zeigen, sind die dem ἀναμετρητής der 4. und 5. Toparchie des Herakleides-Bezirks eingereichten Deklarationen die Originalexemplare, die zu einem τόμος συγκολλήσιμος vereinigt sind. Gegenstand der Deklarationen ist Land, das kurz vorher (πρώην) dem censitor Sabinus als χέρσος, von der Überschwemmung nicht erreicht, angemeldet worden war, aber vom ἀναμετρητής als σπορίμη, anbaufähig, erklärt worden ist, und zwar ist in der überwiegenden Zahl der Fälle das dem censitor als ἀδέσποτος, herrenlos, deklarierte Land zur βασιλικὴ γῆ geschlagen; in der geringeren Zahl der Fälle wird ἰδιωτικὴ γῆ deklariert. Trotz des Hinweises von Wilcken (a. a. O. 296) auf Pap. Thead. 54, 55 v. J. 299 muß ich den Hgg. und Meyer (a. a. O. 626) zustimmen, daß die vorliegenden Deklarationen von βασιλικὴ γῆ ἀπὸ ἀδεσπότου keine Handhabe für eine Interpretation auf der Basis der von Wilcken Grdz. 227 aufgestellten Hypothese bieten, wonach es sich um ἐπιβολαί (Zwangszuweisungen) handeln würde, 'die durch Zwangserbpacht den proximi quique possessores zugeschlagen sind'. Im Anschluß an den wichtigen Text, der zusammen mit Nr. 19 v. J. 298 das Material über die 'gegenüber der römischen Periode ein völliges Novum darstellenden' (Wilcken Grdz. 226) Grundstücksdeklarationen vermehrt, haben die Hgg. die von Goodspeed, Mél. Nicole 187—191 erstmalig herausgegebenen Deklarationen in vervollständigter und verbesserter Neuedition vorgelegt.

Bei den übrigen erwähnenswerten Papyri der dritten Gruppe begnüge ich mich mit kurzen Bemerkungen. Nr. 8 (1. Jahrh. n. Chr.) ist ein Gesellschaftsvertrag, nicht, wie Meyer a. a. O. 615 sagt, zwischen zwei Pächtern von Domanialland, sondern zwischen einem Pächter und einer Person, mit der er zwecks Bebauung des gepachteten Landes eine Vereinbarung eingeht. Wilcken bemerkt in einem gleichartigen Fall, Chrest. 347 (Einleitung) richtig: 'der Pächter nimmt sich hier einen Sozius', auch Grdz. 292 gebraucht er eine zutreffende Formulierung. Übrigens scheint mir P. Cornell 8 wegen der Stilisierung beachtenswert. — In der Verkaufsurkunde Nr. 13 v. J. 288 fiel mir die ganz ungewöhnliche Ausdrucksweise ἀπὸ κώμης Πενεύτου τῆς Διοσπόλεως auf. Soll darin liegen, daß der Gau schon damals als städtisches Territorium betrachtet wird? Vgl. Wilcken Grdz. 77ff. — Die Zensusdeklarationen aus Arsinoe und κώμη Ἀγχυρώ(νων) (Hîbeh) sind bevölkerungsgeschichtlich interessant. In dieser Hinsicht bieten auch die vorhin besprochenen Texte aus Philadelpheia viel Wertvolles. Ich benutze die Gelegenheit auszusprechen, daß das ungeheure Material, das die Papyrusurkunden für Bevölkerungsstudien liefern, bisher noch viel zu wenig verwertet ist.

Ägyptologie.

Brunton, Guy, and Gertrude **Caton-Thompson**: **The Badarian Civilisation** and predynastic remain near Badari. London: British School of Archäology in Egypt and Bernard Quaritch 1928. (X, 128 S., LXXXV Taf.) 4° = British School of Archäology in Egypt. An Egyptian Research Account, 30th year 1924. Bespr. von Elise Baumgärtel, Berlin.

Das Werk besteht aus zwei Abhandlungen. Der erste Teil, „The Badarian Civilisation" Part I von Guy Brunton beschreibt Ausgrabungsergebnisse von den prähistorischen Friedhöfen bei Qau und Badari und Funde in einigen kleinen Siedlungsresten aus der gleichen Gegend. Die Ausgrabung bei Badari brachte eine Reihe von Stücken zutage, die zu keiner der bisher bekannten, prähistorisch-ägyptischen Kulturen gehörten. Guy Brunton stellte in ihnen Zeugnisse einer neuen Epoche fest und gab ihr den Namen „Badarian". Sie wird charakterisiert durch eine handgemachte Keramik, die wie die frühe vorgeschichtliche rotgestrichen und schwarzgebändert ist. Bei den ältesten Stücken ist dieser schwarze Rand sehr breit. Was sie von aller anderen ägyptischen Töpferei unterscheidet, ist die Bearbeitung ihrer Oberfläche. Diese ist ganz oder teilweise mit einer feineren oder gröberen Rippung überzogen, die ihr den Namen gerippte Ware („rippled-ware") eingetragen hat. Der Autor hat nicht mit Sicherheit feststellen können, auf welche Art diese Musterung hervorgerufen wurde. Er glaubt, daß vielleicht ein Kamm zu ihrer Herstellung gedient habe in der Art eines dort gefundenen, der nicht die übliche Form der Haarkämme im prähistorischen Ägypten zeigt. Das feinere Geschirr war sorgfältig poliert, es machte die Hauptmenge der Töpfe aus. Obgleich es sehr zerstört war, gelang es etwa 230 verschiedene Formen zu zeichnen, die allerdings oft nach Scherben ergänzt worden sind. Meist sind es offene, kugelige Schalen, z. T. mit scharfem Bauchknick, „Kielvasen". Einige zeigen innen einen Stern oder ein Tannenzweigmuster eingeritzt. Neben der gerippten Ware kommt eine schwarze, gebänderte ohne Musterung vor, dann eine glatte, rot oder braun polierte und eine rauhe, braune. Endlich gibt es noch jene schwarze, weiß inkrustierte Keramik, die auch in der frühen Vorgeschichte zuweilen gefunden wurde. Hier ist ein Tulpenbecher mit merkwürdigem Dreiecksmuster zu nennen.

Die Badari Feuerstein-Industrie ist charakterisiert durch einen derben Hochkratzer, daneben kommen eine Reihe von bearbeiteten Spitzen und Spänen vor, z. T. mit abgedrücktem Rücken. Die Sichel- oder Sägesteine sind doppelseitig bearbeitet, wie die im Fayum und im Westdelta, während die späteren aus einem Span hergestellt zu sein pflegen. Die Pfeilspitzen sind geflügelt oder gestielt oder auch einfach lanzettlich. Auffallenderweise scheint die querschneidige Pfeilspitze zu fehlen. Die Ausbeute an Steinbeilen ist leider gering und nicht ganz gesichert. Ein Walzenbeil wurde festgestellt.

Die Schminkpaletten sind außer aus Schiefer auch aus Porphyr. Sie haben die Form

eines langgestreckten Rechtecks mit Einbuchtungen an den Schmalseiten. Drei Frauenfigürchen wurden gefunden, eins sehr gut erhalten aus Elfenbein, das zweite nur ein Torso aus Ton mit einem Farbüberzug, das dritte, wohlerhaltene ohne Andeutung der Arme und Beinteilung aus ungebranntem Ton. Alle drei sind im Typus sehr verschieden. Bei der ersten ist die freie Haltung der übereinander gelegten Arme auffallend. Eine Kupfernadel zeigt, daß der Gebrauch dieses Metalls bereits bekannt war.

Die Siedlungen der Badarileute lagen auf den Ausläufern des Wüstenplateaus, leider hat sich über die Form ihrer Behausungen nichts feststellen lassen, vielleicht wird das einer künftigen Ausgrabung gelingen. Aus in den Gräbern erhaltenen Resten geht hervor, daß die Leichen in Felle von Ziegen und Antilopen gekleidet waren, außerdem kam noch ein feineres Material vor, das als „ähnlich wie schwarze Katze" beschrieben wird. Man schmückte sie mit Halsketten, Arm- und Fußbändern und sogar mit Nasenpflöcken.

Auch ein Friedhof der bekannten prähistorischen Art wurde bei Badari aufgedeckt und nicht sehr bedeutende Reste eines Dorfes. Es zeigt sich wieder, daß die in den Gräbern vorkommenden Formen der Geräte und Keramik mit denen der gleichzeitigen Siedlungen nicht identisch sind.

Ein eigenes Kapitel ist den Matten und Geweben gewidmet. Es stammt von Thomas Midgley. Es ist reich mit Illustrationen ausgerüstet, die die alte Webetechnik erläutern.

Der zweite Teil des Werkes „The Badarian Civilisation" Part II The predynastic settlement: North spur Hemamieh ist von Gertrude Caton-Thompson. Sie hat bei Hemamieh Siedlungen aufgedeckt, die von Badari bis in mittelprähistorische Zeit hineinreichen. Der große Schnitt, den sie durch das Gelände legte, zeigt die Reihenfolge der Schichten übereinander, und liefert somit eine einwandfreie Stratigraphie, die die zeitliche Abfolge der Kulturen klarlegt. Die unterste Schicht unter einer Breccie ist Badari, und auch noch die direkt auf der Breccie gelagerten Funde. Dann folgen früh-prähistorische und mittelprähistorische Schichten. Damit ist die Datierung der Badari-Funde als bisher älteste ägyptische gesichert. Eine weitere Feststellung von großer Bedeutung gelang Miß C. Th. durch die sorgfältige Freilegung runder Hüttenböden, die sie auf S. D. 35—45 datieren konnte. Neben den „Windschutzwänden" Garstangs bei Bêt Khallaf sind dies die ersten, wirklich zuverlässig aufgedeckten Hausgrundrisse aus prähistorischer Zeit.

Die Bedeutung der ausgezeichneten Badaripublikation ist eine doppelte. Einmal ist durch die Auffindung der Badarizivilisation die Kenntnis der ägyptischen Vorzeit um ein gutes Teil erweitert worden, so daß ihre Anfänge klarer zutage treten. Durch die neuen Tatsachen werden neue Probleme aufgeworfen, an deren Lösung man bisher nicht gehen konnte. Die gerippte Keramik weist auf einen Zusammenhang mit der Mattenkeramik Nordafrikas, die wahrscheinlich die überhaupt älteste dort einheimische ist. Sie wurde dadurch hergestellt, daß man den feuchten Ton in einen Korb preßte, dessen Muster sich auf der Oberfläche des Gefäßes abdrückte. Eine dekorative Verwendung so entstandener Motive konnte sehr wohl zur gerippten Ware führen, in einer Zeit, in der man über die alte, primitive Herstellungstechnik lange hinaus war. Dann, und dies ist von besonderer Wichtigkeit, ist bei der Hemamieh-Grabung die Technik der modernen, prähistorischen Ausgrabung angewendet worden, die die Festlegung und Datierung jedes einzelnen Fundes erlaubt. Von 6 zu 6 inches hat C. Th. das Inventar der Schichten gegeben, so daß man sich ein klares Bild der Ausgrabung machen kann. Sehr verdienstlich ist auch die Zusammenstellung der zum Vergleich wichtigen Literatur, die an den betreffenden Stellen in kurzen Auszügen gegeben ist. Alles in allem eine Publikation über eine wissenschaftlich einwandfreie und von besonderem Glück begünstigte Ausgrabung.

Keilschriftforschung.

Langdon, S., M. A.: **Babylonian Penitential Psalms**, to which are added Fragments of the Epic of Creation from Kish in the Weld Collection of the Ashmolean Museum, excavated by the Oxford-Field Museum Expedition. Paris: Paul Geuthner 1927. (XVI, 106 S., XXXVII Taf.) 4° = Oxford Editions of Cuneiform Texts Vol. VI. 180 Fr. Bespr. von P. Jensen, Marburg.

„This volume is primarily intended to be an edition of all the known psalms and prayers of the liturgical type, which were employed in the Babylonian private rituals of penance and atonement (incantations), as distinct from the public liturgical song services, to which subject the writer has devoted several volumes and articles." Mit diesen Worten umschreibt Langdon in seiner Vorrede den Hauptinhalt der in diesem neuen Bande der Oxford Editions behandelten Texte.

Langdon beschert uns in seinem Buche u. a. auch Autographien einer größeren Anzahl neuer Texte, darunter vor allem die neuen *Ēnuma eliš*-Texte aus Kisch mit wichtigen oder doch willkommenen Ergänzungen und Varianten

zur ersten und zur sechsten Tafel. Ohne in eine kritische Prüfung seiner Kopien einzutreten, können wir ihm für diese Kopien unseren wärmsten Dank aussprechen. Auch Langdons Vorrede mit erneuten Ausführungen über die liturgische Gattung seiner Texte ist willkommen zu heißen.

Was aber seine sprachliche Bearbeitung dieser zu einem guten Teil schon von anderen veröffentlichten und bearbeiteten Texte anlangt, so müssen wir mit tiefem Bedauern feststellen, daß die mancherlei ungünstigen Beurteilungen, die Langdons Arbeiten durch ganz gewiß gerecht sein wollende Beurteiler erfahren haben, wirkungslos geblieben sind. Denn auch die neue Veröffentlichung zeigt die genugsam bekannten philologischen Schwächen des zwar unermüdlichen, aber leider auch allzu rasch arbeitenden Gelehrten. Langdon kennt Texte, kennt viele Texte. Allein, um sie nach Kräften ausschöpfen und erklären zu können, muß man doch zunächst einmal deren Sprachen kennen und ein sicheres Urteil über das haben, was wir davon verstehen und was wir davon nicht verstehen können. Manch einer von uns wird nun von Jahr zu Jahr vorsichtiger und zurückhaltender, Langdon aber nicht. Und während sich der ernste Arbeiter mit ernsten Arbeiten seiner Mitarbeiter auseinandersetzt und nach Möglichkeit von ihnen zu lernen sucht, tut das Langdon nur so hier und da. Von systematischer Gelehrtenarbeit ist auch hier keine Rede bei ihm. So kommt es denn, daß Langdon in schier ungezählten Fällen die längst gesicherten Ergebnisse der Forschung ignoriert und durch irgendwelche alte oder beliebige neue Augenblicksdeutungen ersetzt, daß er oft genug die Elementargrammatik sündhaft mißhandelt, daß er spielend und tändelnd, unbekümmert um alle Regeln, uns mit keckster Fragezeichen-Losigkeit Übersetzungen kredenzt, vor denen Ernst und Gewissenhaftigkeit ihr Antlitz schamvoll senken müssen. Beispiele hierfür bieten sich auf jeder Seite. Es bleibt mir leider nicht erspart, mein hartes Urteil mit ausgiebigen Belegen zu begründen:

mudīl nicht = „who scatters", sondern eigentlich „der umherlaufen läßt" (S. 1 Z. 2 und S. 13 Z. 2). — *ipašiḫam* nicht = „calms", sondern „sich besänftigt" (S. 2 Z. 11). — *uḳaddidanni* nicht = „has crushed me", sondern „hat mich niedergebeugt" (S. 2 Z. 15). — *arurti* nicht = „affliction", sondern „Zittern" (S. 2 Z. 17). — Sumer. *am* nicht = „ram", sondern, wenn ein Tier bezeichnend, = „Wildstier" (S. 3 Z. 12; S. 20 Z. 8 Mitte; S. 34 Z. 7). — GU-EDIN nicht = „hill", sondern „Feld", „Steppe", wie auch S. 34 Z. 6 oben angenommen (S. 3 Z. 19). — *aḫāti* nicht = „everywhere", sondern „das außen Befindliche" (S. 4 Z. 5). — CT XXV, 11, 13 steht nicht *Mandanunu*, sondern *Madanunu*, und zu dessen Identifikation mit *Ma(n)dānu* liegt doch nicht der allergeringste Grund vor (S. 5 unten). — Wie kann L. für ein *šebū* S. 7 Z. 23 ein dafür ganz unerweisliches „restrain" statt „sich sättigen" rechtfertigen angesichts von *Gilgameš*-Epos I, IV, 22? — *nasāḫu* nicht = „dispel" sondern „herausreißen" (S. 19 Z. 9 und 11). — Warum *abnu* = „brimstone" (S. 20 Z. 9 oben)? Und warum bedeutet es nicht viel eher „Hagel"? Was haben hier Sodom und Gomorra mitzusprechen? — *ḳullultu* nicht = „shame" oder shamefulness", sondern „Sünde" (S. 21 Z. 12 und S. 23 Z. 16). — *uttū* nicht = „Have I sought for?", sondern „die ich fand" (S. 22 Z. 2). — *epištu* und „*epšāti*" (l. *epšēti*!) nicht = „deeds", sondern „das einem (An)getane", das „Erfahrene", „das Ergehen", wie S. 64 Z. 30 richtig angenommen wird (S. 23 Z. 2 und 6; S. 36 Z. 20), und *amātu* S. 23 Z. 4 nicht = „words", sondern „Sache", „Angelegenheit". — *uštabarri* doch nun endlich nicht mehr = „I am filled bzw. surfeited", sondern „zeige (mich) andauernd" u. dgl. (S. 24 Z. 12; S. 35 Z. 21; S. 81 Z. 10 unten) — S. 24 Z. 13 unten l. doch natürlich *našḫi*, so daß uns ein grammatischer Schnitzer des Akkaders erspart bleibt. — *šupēlu* nicht = „suppress", sondern „ändern" (S. 27 Z. 3 und 5 f.). — *usukku* S. 29 Z. 10 natürlich nicht das *usukku* = „Heiligtum" oder dgl., sondern der von Holma, *Namen der Körperteile*, S. 150 f. besprochene paarweise rechts und links im Gesicht vorhandene Körperteil. Zu dessen Bestimmung s. u. Sp. 851. — *alū* nicht = „bowl" ‚sondern offenbar = dem Dämon *alū* (S. 35 Z. 17). — *taspun* nicht = „has appalled", sondern „hast dich über ... hingeworfen" (S. 35 Z. 23). — *tepḫi* = „she confined"?? (S. 37 Z. 4). — *ibta'i* (l. *ibtā'*) nicht = „entered", sondern „hat sich über ... hingeworfen"; Synonym *ispun* (S. 37 Z. 8). — *piristu* (l. *piristu*) nicht = „counsel", sondern = „Geheimnis" (S. 38 Z. 6). — *tumru* nicht = „roasted grain", sondern „(Kohle und) Asche" (S. 38 Z. 8). — *ikkibu akālu* nicht = „defame", noch auch „do insolence", sondern „etwas (für eine Gottheit) Schmerzliches essen" (S. 40 Z. 33 und S. 41 Z. 46), und *anzillu kubbusu* nicht = „to transgress against", sondern „auf etwas (für eine Gottheit) Schmerzliches treten" (S. 41 Z. 35 und Z. 47). — *enun arnam emid* nicht = „has fallen on wickedness and vice", sondern „ihm ist (Sünden-) Strafe, (Sünden-)Vergeltung auferlegt" (S. 47 Z. 50). — *šutbī-ma šērtukka ina na-ri-ti* (!) *eṭ-ra-aš-šu* nicht = „cause to depart thy retribution, from the river draw him", sondern: „laß [ihn] sich erheben aus deinem Zorn (oder: deiner Strafe), befreie ihn aus dem Sumpfe" (S. 64 Z. 35). — *ulla-ma* S. 76 Z. 20 doch einfach = *ulla* + hervorhebendem *ma*, und auch deshalb, gegen S. 76 Anm. 1, ein Zusammenhang mit עולם abzuweisen. — *ai ipparki* nicht = „may not tarry", sondern „möge nicht aufhören (zu verweilen)" (S. 84 Z. 26). — Ein ohne Grund angenommenes Lehnwort *kummukku* ist natürlich unmöglich (S. 97 Anm. 3). Usw., usw.

Schlimmer aber als dgl. und anderes sind Verfehlungen gegen einfachste grammatische Regeln: ein Genitiv *arad-ka(i)* statt *ardi-ka(i)* (S. 19 Z. 19; S. 20 Z. 5 unten; S. 29 Z. 4; S. 30 Z. 22 und Z. 26); eine Form *ni-ṭu-tum* = „lacerating" (S. 21 Z. 12 unten); *ri-me-ni* = „o my merciful one" (S. 27 Z. 17); *šupuk*, *šukun* und *kutmu* als Permansiv-Formen und dabei auch mit präteritaler Bedeutung gedacht (S. 33 Z. 7, 9 und 11, Mitte); *libbā* = „verily he named" und *lizkur* „verily he called" (S. 40 Z. 23 und 26), oder *lubla pīšu* = „verily he meditates" (S. 63 Z. 17); *tuššu* vom *ešū* abgeleitet (S. 49 Anm. 4); *pān limnu* und *lišānu limnu* statt *pān limnūti* und

lišānu limuttu (S. 60 Z. 41); *napšir-šu* = „release him“ (S. 65 Z. 2 oben); *ašar etagu* = „which (denkt L. an אֲשֶׁר?) transgresses“ (S. 71 Z. 6); eine Form *rupšu-šu* (statt *rupšu(-šu)*; S. 72 Z. 4 und 8 oben); *panām*, mit *-ām*, von einem *pānu* (aus *panyu*), Plural *pānū* (S. 79, Anm. 3). U. a.

Über die spottwohlfeilen, aber ganz unerlaubten arabischen Etymologien auf S. 19 Anm. 3; 48 Anm. 2; 71 Anm. 2 und 4 wollen wir dabei milde und schonend hinweggehen.

Eine ganze Reihe der von Langdon umschriebenen und übersetzten Texte haben s. Z. in einem Buche eine Behandlung erfahren, die auf wirklich sorgfältigen Studien beruhte, und Langdon ist dies Buch bekannt. Schade, daß er es aber doch so gut wie ganz unbeachtet gelassen hat. Denn es hätte ihn wohl vor manchen Entgleisungen bewahren können.

Schließlich noch ein paar Beispiele, um zu zeigen, wie mancherlei Anlaß die Langdonschen Texte zu einer wirklichen Förderung unseres Verständnisses demjenigen bieten, der sie mit Ernst und Umsicht behandelt: *ḳarni petāti* natürlich „solche mit kampfbereiten Hörnern“ im Gegensatz zu *ḳarni rabbāti* „solche mit .... Hörnern“ (S. 13 Anm. 3). Vgl. *petū* von kampfbereiten Waffen: Ges. *Ḫamm.* Rev. XXVII, 94; BA V, 626 Z. 2; AOF II, 30, 26. — *ni[ḫilṣū]* (S. 23 Z. 18) als Gegensatz zu *itaṣuru* doch wohl „lässig werden“, „sich gehen lassen“, da ja *ušḫalṣi* Synonym von *upassis* „machte los“, *itteḫelṣu* vom Fundament = sich lockern“ (Delitzsch HW S. 279; Ges. *Ḫamm.* Rs. XXVII, 25) und CT XVI, 10, V, 2 *iḫḫilsā* „ließ sich los“, von dem, der in die Dattelpalme hinaufgeklettert war. — *rappu* S. 29 Z. 14, statt = „trembling“ (ohne jede Berechtigung), natürlich = „Stock“ oder dgl. S. CT XVIII, 46 links (unter *nīmittu* „Stock“). S. auch unter *rabbu* HW S. 608 l., unter *la'āṭu* „schlagen“ oder dgl. (!); *šubruku* = *dāku* CT XVIII, 27, 30; KAH II, Nr. 58 Vs. II, 30 und andere Stellen. — Zu *aptašil* S. 30 Z. 2: Natürlich = הִתְפַּלֵּשׁ. — *lišānu miṭḫu*(!)*rtu* S. 46 Z. 30 natürlich „die mit übereinstimmender, einheitlicher Sprache“ und *ištēn šumu* „die mit einem Namen“: „die mit gleicher Sprache betreust (überwachst) du wie solche mit einem Namen“. — Zu S. 29 Z. 10. Unsere Stelle ist für die von Holma, *Namen der Körperteile*, S. 150f. nicht versuchte Bestimmung von *us(z)ukku* wichtig. Denn nach ihr kann von *us(z)ukku* gesagt werden, daß er *dīmtim lā ibbalum*, und das heißt doch wohl: „in Bezug auf Tränen nicht trocken wird“. Und die Stelle KAR Nr. 326 Rev. (?) Z. 19 und vorhergehende, wo mit Landsberger gewiß unser *us(z)ukku* erscheint, bestätigt die Beziehung zwischen Tränen und *us(z)ukkus*. Da zudem CT XXVIII, 25, 21 aus einer krankhaften oder doch nicht normalen Erscheinung an einem *us(z)ukku* etwas für die Augen gefolgert wird oder gar nach der Stelle diese örtliche Beziehungen zum *us(z)ukku* haben, so dürfen wir den *us(z)ukku* bzw. die *us(z)ukkus* doch wohl sicher in der Nähe gerade des Auges bzw. der Augen suchen. Ob damit das untere Augenlid gemeint ist? Einer solchen Deutung widerstrebt die Einordnung des *us(z)ukku* in den Aufzählungen der Körperteile nicht (s. Holma a. a. O.), auch CT XXVIII, 25 nicht, wo zwischen Auge und *us(z)ukku* offenbar die Nase behandelt wird. — Zu *šušriḫa* S. 68 Z. 1, das natürlich wie alle Verba in Z. 1 und 2 (!) ein Imperativ ist und bei Leibe nicht mit L. für *šušruḫa* stehen kann: Die genaue Bedeutung von *šarāḫu* wohl auch durch syr. ܫܪܝ „reichlich machen“ festgestellt, da dies von akkad. *šutarruḫu* abgeleitet sein wird. Zur Lautumstellung s. schon *šuratḫu* ZA XXXIV, 114 Z. 206??

Daß Langdon, wie ich nach sorgfältigster Prüfung feststellen muß, auch nicht in einem Falle das Verständnis seiner Texte in irgendwie nennenswerter Weise gefördert hat, daraus soll ihm indes kein Vorwurf gemacht werden. Aber daß jede neue Textbearbeitung von ihm immer von neuem zeigt, daß er nach wie vor den akkadischen Texten nicht als Sprachbeherrscher, sondern als Sprachdilettant gegenüberstehen bleibt, das muß, so schwer mir das auch wird, ausgesprochen werden. Und wie kann man es angesichts dieser Tatsache für denkbar halten, daß seine Behandlung der sumerischen Texte den Anforderungen einer exakten Philologie Genüge leistet? Möchte es trotz allem doch noch nicht zu spät sein, Langdon zu einer Selbstbesinnung zu veranlassen. Wie würden wir uns freuen, wenn doch noch einmal eine Veröffentlichung von ihm erschiene, die man auch als sprachliche Leistung voll und ganz anerkennen dürfte!

Unger, Prof. Dr. Eckhard: **Das Stadtbild von Assur.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1929. (42 S. m. 3 Abb. im Text und einer Karte.) 8° = Der Alte Orient, Bd. 27, Heft 3. RM 1.80. Bespr. von V. Christian, Wien.

Eine kurze Übersicht über Lage der Stadt, ihre Entdeckungsgeschichte und Ausgrabung leitet die Schrift ein, die eine Zusammenarbeitung der Grabungsergebnisse mit den keilinschriftlichen Quellen sich zum Ziele setzt. Unger stützt sich hierbei hauptsächlich auf das sogenannte „Götteradreßbuch“ (s. Schroeder, KAV, 42, 43, 180), das er eine antike keilinschriftliche „Stadtbeschreibung“ nennt. Diese Bezeichnung halte ich jedoch für verfehlt, da durchweg nur kultische, keinerlei profane Örtlichkeiten in unserer Liste Aufnahme fanden. Denn auch die Tore und Mauern der Stadt sind eben mit göttlichen Wesen verknüpft, so daß sie mitten unter den Kultorten und Tempelnamen ihren Platz finden konnten.

Nicht verständlich ist mir, warum Unger stets von Götter-„Bildern“ spricht. Der Text bietet, so viel ich sehe, hierfür keine Anhaltspunkte. Gemeint sind doch wohl ganz allgemein Kultplätze, welche die einzelnen Götter in den betreffenden Tempeln besitzen, so wie ja schließlich auch unsere katholischen Kirchen neben dem Altare des Hauptheiligen, dem die Kirche geweiht ist, in der Regel auch noch Altäre anderer Heiliger aufweisen. Die Umschrift des Textes zeigt, so weit sie in der Übersetzung Aufnahme fand, mancherlei Versehen. So steht z. B. 166 *uddā*, während der Text *ut-ta-a* bietet; Z. 160 *ipalaṣuchu* gegenüber *i-pa-la-sa-ḫu* des Textes. Auch die Übersetzung läßt noch mancherlei Verbesserungen zu. So ist z. B. die Fassung des Verbums in Z. 167: *uschpi* als „er sättigt?“ unmöglich.

In der anscheinend verstümmelten Z. 165 möchte ich statt *scha ana nalī bakkū* lesen *bītu ša a-na* [*ḫab*]-*ba*[!]-*li i-bak-ku-u* „Tempel, der für den Unglücklichen weint", wobei für ^{lu}kár SAI. 2010 = *ḫabbilu* und für A. IGI-ra SAI. 8935 = *bakū* zu vergleichen sind. Eine derartige Fassung befürwortet auch der weiterhin angegebene Namen dieses Tempels „Er sprach Gnade aus".

In der zweiten Spalte der arg zerstörten Z. 157 wird man mit Rücksicht auf den sumerischen Teil ki-gar-e-nam-tar-a vielleicht zu lesen haben *a-š*[*ar*] *bī*[*t*] *ši-m*[*a*!]-*a*[!]*t*[*i* . . .]. Mißverstanden hat Unger die Z. 184, wo er ká-meš sun-meš nu-sar übersetzt: „Die Pforten sind nicht völlig aufgeschrieben", indem er BE (sun) als til faßt. Abgesehen nun davon, daß Ungers Übertragung grammatisch unmöglich ist, zeigt der Gegensatz zu Z. 183, wo von den neuen Pforten die Rede ist, daß die Phrase nur in dem Sinne „(über) die alten Pforten keine Aufschreibung" gefaßt werden kann.

Ausgehend von der feststehenden Lokalisierung des Tabira-Tores versucht nun Unger die übrigen uns literarisch überlieferten Tore unterzubringen, wobei man doch eigentlich zur genaueren Begründung seiner Ansätze ein näheres Eingehen auf die Grabungsergebnisse sähe. Worauf stützt sich z. B. die von Unger als gesichert vorgetragene Lokalisierung des Mušlalu- und Assur-Tores im Westen und Osten des Mušlalu? Oder warum wird diese Anlage, von der Weidner (AOB. I, 67[9]) es recht wahrscheinlich machte, daß es sich um eine Prozessionstreppe handelt, eine gewaltige Befestigung genannt? Zu diesen mit Sicherheit hingestellten Behauptungen, für die man gerne Beweise hätte, gehört z. B. auch der Satz (S. 37): „In Assur waren auch Statuen von Göttern aufgestellt, die aus anderen Städten . . . erbeutet waren." Näherliegend wäre aber die Vermutung, daß fremde Bevölkerungselemente den Kult ihrer heimischen Gottheiten auch in der neuen Umgebung beibehielten. Denn eine Verehrung erbeuteter Götter scheint mir doch in Widerspruch mit der ihnen gegenüber sonst geübten feindseligen Haltung zu stehen. Ich verkenne keineswegs, daß der populäre Charakter der Schriftenreihe, in der Ungers Arbeit erschien, gewisse Beschränkungen im Ausmaß von Begründungen auferlegt. Um so dringlicher erscheint mir jedoch die Verpflichtung, nur das als gesichertes Ergebnis vorzubringen, was wirklich keinem Zweifel mehr unterliegt.

Chiera, Edward: **Joint Expedition with the Iraq Museum at Nuzi.** Inheritance Texts. Paris: Paul Geuthner 1927. (8 S., 100 Tafeln) = American Schools of Oriental Research. Publications of the Baghdad Schools. Texts: Vol. I. 200 Fr. Bespr. von A. Schott, Bonn.

Die hundert Urkunden dieses Bandes, die übrigens vortrefflich wiedergegeben sind, bieten ein ungemein anschauliches Bild von Recht, Sitte und Wirtschaft in *Nuzi*[1], einer ländlichen Stadt des Subaräerlandes, während der ersten Hälfte des 13. vorchristlichen Jahrhunderts[2], wohl unmittelbar vor der Eroberung dieses Gebietes durch die Assyrer (vielleicht unter Tukulti-Ninurta I): die Tontafeln wurden in Urlage gefunden, in Häusern, die von Feuer zerstört waren.

All die Inschriften geben sich den Anschein familienrechtlicher Verträge. Aber die Maske dieser Rechtsform verbirgt hier einesteils den Verkauf von Töchtern und Schwestern des einen Vertragschließenden in die Sklaverei, anderenteils die Abtretung von Grundbesitz an Erbschaftsspekulanten großen Stils, meist gegen eine verhältnismäßig geringfügige Getreidelieferung[3].

Im letzteren Falle lassen sich Großhändler von verschiedenen Bauern adoptieren[4]; die schon erwähnte Gegenleistung wird, wohl in Nachbildung einer Rechtssitte bei Annahme an Kindesstatt, „Geschenk" genannt. Es ist nun die Frage, ob die Eigentumsübergabe des Grundstücks an den „Erben" sofort oder erst bei Ableben des „Erblassers" erfolgte. Koschaker (s. die unten bezeichnete Abhandlung) entscheidet sich, freilich ohne sichere Gründe dafür anzugeben, für die erste Möglichkeit. Um zu erklären, warum man die betr. Verträge nicht einfach als Verkaufsurkunden abfaßte, nimmt er an, daß der Grund und Boden in *Nuzi* Lehensland und deshalb sein Verkauf untersagt gewesen sei[5]; dieses Verbot habe man durch scheinbare Adoption und Erbeinsetzung umgangen. Die oft vorkommende Festsetzung, daß der *ilku* (nach Koschaker Lehnsdienste irgendwelcher Art) vom „Erblasser", nicht vom „Erben" zu tragen sei, erklärt Koschaker als einen Versuch jener Subaräer,

---

1) Gleich heutigem Jorgan Tepe, 10 Meilen sw von Kerkuk (= *Arrapḫa*).

2) Diese, nicht eine frühere, Ansetzung scheint mir mit Rücksicht auf gewisse Merkmale der Rechtschreibung unserer Inschriften geboten (und als Schreibung für *ina*, für *ana*, , seltener , für *-šu*, , selten , für *ša*). Vgl. auch Koschakers zum Schluß der Besprechung genannte Arbeit, S. 15—19.

3) Das Getreide kann wohl nur für den Lebensunterhalt und für die Aussaat bestimmt gewesen sein, da es nicht Zahlungsmittel war. Als solches dienten Gold und Silber, wie die (übrigens äußerst hohen) Strafsätze erkennen lassen, die für den Fall des Vertragsbruchs vereinbart werden.

4) Ein besonders skrupelloses und geschäftstüchtiges Subjekt namens Tehip-Tilla bringt es so zu über 80 „Adoptivvätern"!

5) In der Tat hat man dort keine Urkunden gefunden, die sich mit dem Kauf oder Verkauf von Liegenschaften beschäftigen.

das Lehnsgut und die daran haftenden Lehnspflichten, „wenigstens subjektiv", von einander zu trennen. Mir scheint diese Annahme bei dem sonst so gut entwickelten Rechtsdenken der Leute unserer Urkunden nicht sehr überzeugend, und die Grundauffassung, aus der sie hervorgehen mußte, unbewiesen.

Ohne die eben angeführte Schwierigkeit, im übrigen aber mindestens ebenso brauchbar wie die vorige Deutung für die Uneigentlichkeit der *Nuzi*-Adoptionen, scheint mir die folgende Erklärung zu sein: die Eigentumsübergabe erfolgte erst beim Tode des „Erblassers", der sich somit lebenslängliche Nutzung an seinem Grundstück sicherte; er behielt aber auch ebenso lange alle daran geknüpften Pflichten (= *ilku*, Dienstbarkeiten irgendwelcher Art[1]). Wenn er den Sohnestitel und die daran gebundenen Erbansprüche auf ein ihm gehörendes Land für einige Sack Getreide veräußert, so läßt das — bei der auch von Cuq und Koschaker mit Recht angemerkten bäuerlichen Art jener Grundbesitzer — auf Notzeiten schließen. Dazu führt auch die Erwägung, daß ein Geschäft wie das eben geschilderte, für einen Teḫip-Tilla (s. o. Sp. 854, Anm. 4) nur dann Gewinn versprach, wenn seine „Kunden" zahlreich und dabei ihre durchschnittliche Lebensdauer irgendwie beträchtlich herabgesetzt war. Das deutet — in Übereinstimmung mit dem eingangs Gesagten — auf Krieg, Teuerung, Hungersnöte, Seuchen.

Es scheint, daß der schlecht verschleierte Verkauf von zweifellos freigeborenen Mädchen in die Sklaverei, getätigt von deren eigenen Vätern (und Brüdern), diesen letzteren keinen anderen Vorteil einbrachte, als daß sie die Unterhaltskosten für die betreffenden Mädchen von sich abgenommen sahen. Auch hier dürfte also äußerste Not als Triebfeder gewirkt haben; es ist bezeichnend, daß gelegentlich unter den Mädchenkäufern derselbe Teḫip-Tilla erscheint, den wir schon als achtzigfachen Grundstück„erben" festgenagelt haben[2]. Aber man verkaufte die Mädchen fast nie in aller Form (dieser Fall ist nur einmal bezeugt), sondern so, daß man auf den tatsächlichen Käufer den Vater- (bzw. den Bruder-) Titel übertrug (samt der dazugehörigen vormundschaftlichen Gewalt, einschließlich des Rechtes auf Verheiratung des Mädchens an einen Sklaven). Die nächstliegende Erklärung für dieses umständliche Vorgehen wird durch die Annahme gegeben, daß es als Schande galt, wenn ein freier Bürger seine Kinder versklavte.

Daß die Preisgabe des Erblandes und die Verschacherung der Töchter von Freien gleichzeitig miteinander stattgefunden haben, ist vielleicht mehr als ein Zufall; die Wurzeln der fast sinnbildlichen Verbindung beider Erscheinungen braucht man nicht nur an der Oberfläche der Zeitereignisse zu suchen. Daß diesen Stand der Dinge die Vernichtung des subaräischen Volkes ablöste, wird wohl gerade denjenigen unserer Zeitgenossen, die es angeht, nicht bemerkenswert erscheinen. Und ließe man Klio in Kassandras Rolle auftreten — es würde höchstens tragikomisch wirken.

Denen, die sich mit Einzelheiten der *Nuzi*-Urkunden auseinandersetzen möchten, seien die überaus gründlichen und anregenden Untersuchungen Koschakers zu diesem Gegenstand nachdrücklich empfohlen (Neue keilschriftliche Rechtsurkunden aus der El-Amarna-Zeit, in den Abh. d. phil.-hist. Kl. d. Sächs. Akad. d. Wiss., Bd. XXXIX Nr. 5, namentlich S. 52—91). Dort finden sich auch alle Hinweise auf frühere Arbeiten an demselben Gebiet.

1) Damit wäre auf die einfachste Art und Weise die oben für unwahrscheinlich erklärte Annahme einer Trennung zusammengehöriger Rechte und Pflichten entbehrlich gemacht.

2) S. o. Sp. 854, Anm. 4.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum.

Schmidt, Prof. D. Hans: **Das Gebet der Angeklagten im Alten Testament.** Gießen: A. Töpelmann 1928. (I, 46 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschrift f. d. Alttestamentliche Wissenschaft 49. RM 2.70.
Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Der Vortrag, den H. Schmidt vor zwei Jahren bei einem Meeting der Society for Old Testament Study in Oxford gehalten hat (abgedruckt in „Old Testament Essays", London 1927), erscheint hier, mit Anmerkungen versehen, in seiner ursprünglichen und ungekürzten Form. Ausgangspunkt für seine Untersuchung ist dem Herrn Verf. I. Reg. 8, 30ff., wo nicht nur von den großen öffentlichen Bußgebeten, sondern auch von besonderen Gebeten Einzelner (v. 31f.) gesprochen wird. Unter Berufung auf Stellen wie Dtn. 17, 8; 21, 1—8; Exod. 22, 6ff.; Num. 5, 11f. folgt eine Schilderung des Gerichtsverfahrens im Tempel, das eine Art von Gottesgericht darstelle, bei welchem Jahwe des Angeklagten Frevel oder Unschuld erweise. „Da der Vorgang am Anfang einer Aufzählung von Gebeten, die im Tempel gesprochen werden sollen, steht, muß auch bei ihm wohl ein Gebet gesprochen worden sein" (S. 2): das Gebet der Angeklagten. Unter diesem Gesichtspunkt werden nun eine Reihe von Psalmen vorgeführt und erörtert, die nach H. Schmidt dieser Situation entsprechen; ihrer Gattung nach sind es

größtenteils „Klagelieder des Einzelnen", einige „Unschuldslieder" und daneben auch „Vertrauenspsalmen", welch letztere ja keine eigentlichen Gebete sind, sondern Beteuerungen der Zuversicht (vgl. Schmidt, S. 29, Anm. 3 zu Ps. 11). Sie handeln von „Feinden", die als Verleumder und Verkläger erscheinen (S. 22) und den Betenden in große Gefahr gebracht haben. Vor ihnen sucht er Zuflucht bei Jahwe, indem er sich auf seine Schuldlosigkeit beruft und Befreiung und Rettung aus seiner Bedrängnis und Gebundenheit (Kerker, Gefängnis) von Gott erbittet (S. 24). Auffallenderweise ist mehrfach davon die Rede, daß die Feinde und auch der Betende sich zur Ruhe niedergelegt haben (vgl. S. 21f., 24, 26, 29), wie denn auch das Erwachen am Morgen wiederholt betont wird (z. B.: Ps. 5, 4; 27, 4). So soll nach H. Schmidt der Schlaf im Heiligtum eine Rolle gespielt haben (S. 28), indem nach dieser Nacht im Heiligtum am folgenden Morgen die Unschuld des Angeklagten erwiesen wird. — Diesen Gebeten stehe sehr nahe eine zweite Gruppe; solche Gebete, die aus einer Krankheit heraus gesprochen sind; auch in ihnen ist — wenn auch nicht an allererster Stelle — von „Feinden" die Rede. H. Schmidt kommt zu dem Ergebnis, daß die erste Gruppe erfüllt sei „von Versicherungen der Unschuld und Makellosigkeit des Betenden", während in der zweiten zwar eine bestimmte Schuld nicht in Abrede gestellt werde — ist doch die „Krankheit ein voll ausreichender Beweis eines strafbaren Verhaltens"; aber die Schuld liege bei ihnen in anderer Linie, als daß sie „zur Ursache einer ganz besonderen Bezichtigung genommen" werden dürfte (S. 48).

Wie aus dieser kurzen Inhaltsangabe deutlich wird, ist der Herr Verf. mit seiner Untersuchung um neue Wege bemüht, die über die bisher herausgestellten literarischen Gattungen hinausführen wollen. Mit viel Scharfsinn und der ihm eigenen Begabung für eindrucksvolle Darstellung weiß H. Schmidt bestimmte, konkrete Situationen herauszuarbeiten; und seine meisterliche Geschicklichkeit für Kombinationen befähigt ihn, aus vielen kleinen Einzelzügen und Andeutungen ein lebensvolles Gesamtbild von dem zu geben, was ihm innerlich vorschwebt. Eine andere Frage ist jedoch, inwiefern Schmidts These dem uns vorliegenden Tatbestande an alttestamentlichen Gebeten gerecht wird und gerecht werden kann. Es ist nicht zu leugnen, daß eine Reihe der von ihm behandelten Psalmstellen (Ps. 35: Führe meinen Rechtsstreit; Ps. 26: Schaffe mir Recht; vgl. auch Ps. 4 und 7 usw.) zugunsten der von ihm vorgetragenen Anschauung spricht. Aber auch hier schon erhebt sich — und naturgemäß in noch höherem Maße bei den Ausdrücken, mit denen die Not des Betenden geschildert wird — das sehr schwierige Problem, ob denn wirklich alle diese Ausdrücke in wörtlichstem Sinne aufzufassen sein werden oder ob sie — entsprechend orientalischer Denk- und Anschauungsweise (vgl. z. B.: Hiob 13, 26 und 31, 35) — nur übertragen, bildlich, als Ausdruck einer mehr oder weniger fest gegebenen Formensprache zu verstehen sind. H. Schmidt entscheidet sich für das erste. Aber schon gleich seine erste Argumentationsstelle scheint mir mehr für die zweite Auffassung zu sprechen. Wenn es Ps. 107, 16 (vgl. v. 10 und v. 14) heißt: „Er hat eiserne Türen zerbrochen, Zerschlagen eiserne Riegel", so spiegelt sich doch in dieser Art der Befreiung etwas Gewaltsames, wie es zu einem Gottesurteil nicht recht passen würde. Ebenso kann man bei Ps. 118, 5 wohl nicht mit Schmidt übersetzen: „Aus der Haft hatte ich Jah gerufen"; das paßt nur schlecht zum Zusammenhang, zu den Fürsten (v. 9) und den Heiden (v. 10), die den Beter umringten. Fraglich bleibt auch die wörtliche Auffassung der Bitte (Ps. 142, 8): „Führe mich aus dem Kerker heraus", da der Eingekerkerte schwerlich wohl nach „links und nach rechts blicken" (v. 5) kann. In v. 4 c, d findet sich gleichfalls ein anderes Bild von der Bedrängnis; vgl. auch Threni 3, 7 und H. Gunkel, Die Psalmen S. 383 zu Ps. 88, 9. Ps. 5 kann mit Rücksicht auf v. 8 (scharf herausgearbeitet durch die Gegenüberstellung mit v. 5—7) m. E. kaum als „Gebet eines Angeklagten" bezeichnet werden. Ebensowenig glaube ich, daß man das häufige Erwähnen der Morgenstunde pressen darf, da sie ja wie der Mittag und der Abend eine allgemeine Gebetszeit ist (vgl. Ps. 55, 18; Dan. 6, 11). Wenn in den Gebeten der zweiten Gruppe (S. 30ff.) neben der Krankheit auch die Feinde eine Rolle spielen, so kann man hinweisen auf die allgemeine Anschauung des „von Gott Gezeichnet"-Seins (vgl. Hiob 16, 9—11; 30, 9—15; 17, 6; 19, 13ff.). So werden die „Feinde" häufig identifiziert mit denen, die in dem Verhalten des Kranken nach einem Grund suchen für die Krankheit (= Strafe Gottes). Im einzelnen wird also vieles gegen H. Schmidts Aufstellungen einzuwenden sein; mit Sicherheit läßt sich eigentlich nur sagen, daß Ausdrücke aus dem Gerichtsverfahren in die Terminologie der „Gebete des Einzelnen" übernommen sind. Aber auch das nicht einmal ist etwas für Israel besonders Charakteristisches.

H. Schmidt beschränkt sich lediglich auf die israelitische Literatur. Seine Ergebnisse

wären vielleicht doch andere geworden, wenn er assyrisch-babylonische Dichtungen zum Vergleich herangezogen hätte. Aus der Fülle dieser Literatur greifen wir nur solche Beispiele heraus, bei denen die Bildhaftigkeit der verwendeten Ausdrücke nicht umstritten ist: die Maqlû-Serie, die sich gegen Behexungen durch Menschen wendet, und die ihr nahe verwandte Schurpu-Serie. Die Berührungen sind überraschend. Der Betende wendet sich bei seiner Beschwörung an die Gottheit als den „Richter meines Gerichts", den „Bezwinger des Feindes, Vertilger des Bösen" und bittet um Gerechtigkeit und Recht: „Richte mein Gericht!" Auch die Art der Klage, wie er vor den Göttern seine Not schildert, bewegt sich vielfach in ähnlichen Bahnen wie die Terminologie der von H. Schmidt herausgestellten Psalmen: der Betende ist umstrickt, gefangen, umschlossen, gebunden, zu einem Toten auserkoren, dem Tode nahe. Seine Feinde haben Unheil über ihn gesprochen und ihre Zunge hat sein Verderben gezeugt; seine Schritte sind gehemmt, sein Weg ist versperrt; er befindet sich im Netz, Fallstricke und Schlingen sind ihm gelegt. Er fühlt sich als Gebundener, Gefangener, Eingekerkerter und bittet die Gottheit, sie möge als Richter, Rächer, Helfer auftreten und ihn befreien. Sie möge die Schlinge zerreißen, den Bann lösen, die bösen Fesseln sprengen, die Bande lockern und die Ketten zerreißen; sie möge den Beter am Leben lassen und seine Feinde vernichten (Texte nach M. Jastrow, Die Religion Bab. u. Ass. I (1905), S. 301ff.). Dieser kurz skizzierte Tatbestand muß zu denken geben. Damit ist freilich nicht ohne weiteres gesagt, daß es sich auch in den entsprechenden biblischen Psalmen um angehexte Krankheiten handeln muß; aber die vielen Worte, die in diesen babylonischen Gedichten von Gericht und Kerker ausgesprochen werden und die hier sicher im übertragenen Sinne gemeint sind, legen doch mindestens die Möglichkeit sehr nahe, daß die entsprechenden biblischen Worte ebenso, d. h. als Bilder zu verstehen sind.

Ginsburg, Michel S.: **Rome et la Judée.** Contribution à l'histoire de leurs relations politiques. Paris: Jacques Povolozky 1928. (189 S.) gr. 8°. Bespr. von M. Dibelius, Heidelberg.

Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, die Behandlung des jüdischen Staates oder dessen, was von ihm nach Pompeius übrigblieb, durch Rom darzustellen im Rahmen der großen römischen Politik, und dementsprechend zu zeigen, wie auch die jüdische Politik der Hasmonäer und der Herodianer in ihren Erfolgen abhängig war von dem politischen Gesamtplan Roms. Die Behandlung des Stoffes unter diesem Gesichtspunkt ist notwendig und ertragreich; daß sie auch einseitig wird und den tragischen Ausgang der Beziehungen zwischen Rom und Judäa nicht restlos zu erklären vermag, wird noch zu zeigen sein.

Es handelt sich um den Abschnitt der jüdischen Geschichte, der zwischen Judas Makkabäus und der großen jüdischen Revolution liegt. Da die Quellen, also besonders das erste und zweite Makkabäerbuch, Josephus, Tacitus und Dio Cassius nicht immer eindeutig sind, da ihre Darstellungen gelegentlich dem Verdacht tendenziöser Berichterstattung ausgesetzt sind, da endlich die von ihnen mitgeteilten Urkunden auf ihre Echtheit geprüft werden müssen, so ergeben sich zahlreiche Probleme, die noch keineswegs als gelöst gelten dürfen. Des Verf. Methode zur Entscheidung der zweifelhaften Fälle besteht darin, daß er zunächst feststellt, was im Rahmen der römischen Rechtspraxis oder der römischen Politik nach den Analogien als möglich oder wahrscheinlich zu gelten hat. So stellt er an den Anfang eine allgemeine Charakteristik der internationalen Verträge Roms. So rechtfertigt er den I. Makk. 8 gebotenen Wortlaut des ersten Vertrages zwischen Rom und den Juden gegenüber der Behauptung, es könne sich nur um ein foedus iniquum handeln, mit dem Nachweis, das Rom in dieser Zeit auch foedera aequa geschlossen habe und daß auch sonst der Vertragstext den Parallelen entspreche, wie zuerst Mommsen am Vertrag mit Astypalaea nachgewiesen habe. Diese Überlegungen liefern dem Verf. dann einen Kanon für die Interpretation der undeutlichen und umstrittenen Sätze des jüdisch-römischen Vertrages (I. Makk. 8, 26. 28; gegen Kautzsch). Im gleichen Sinn wird die Schilderung der Zeit Herodes des Großen im achten Kapitel eingeleitet durch die Darstellung des Verhältnisses Roms zu den reges socii überhaupt; dabei wird auch die Erziehung der fremden Prinzen in Rom als Teil des ganzen Systems in fesselnder und überzeugender Weise gewürdigt. Auch die oft behandelte und eigentlich schon erledigte Frage, wann der Zensus des Quirinius stattgefunden habe, wird nach Maßgabe des von Augustus geschaffenen Systems beantwortet; der Census konnte erst nach der Absetzung des Archelaus stattfinden, als dieses System in dem zur römischen Provinz gewordenen Judäa eingeführt wurde (S. 127, gegen die Darstellung des Lukasevangeliums). Auch sonst ist die Kritik des Verf., der sich selbst als Schüler Eduard Meyers bezeichnet, besonnen und häufig sehr zurückhaltend. Eine

größere Skepsis scheint mir z. B. angebracht bei dem Abschnitt I. Makk. 14, 16—24, wo die unklare Vermischung der Gesandtschaften nach Rom und Sparta dem Kritiker Mißtrauen gegenüber dem ganzen Bericht einflößen müßte.

Man erhält also in diesem Buch eine gründliche Belehrung über die Rechtslage und findet darüber hinaus eine gelehrte und sorgfältige kritische Diskussion der Urkunden. Aber die Absicht des Verf. richtet sich auf ein noch höher gestecktes Ziel. Er will die jüdische Politik Roms als Teil der Gesamtpolitik des römischen Staates verständlich machen. Schon der erste Vertrag zur Zeit des Judas Makkabäus gibt dazu Gelegenheit. Wenn Judas den Vertrag mit Rom schließen konnte, so wurde das ausschließlich durch die antisyrische Politik Roms möglich gemacht. Das kleine Judenvolk wurde dadurch wieder wie schon so oft in das Spiel der Großmächte hineingezogen; es glaubte sich durch Roms Macht und durch die Zusicherung seiner Freundschaft geschützt, und war es doch nur, solange Rom ein Interesse an einem Gegner Syriens an dessen Südgrenze hatte. Als Syrien römische Provinz geworden war, hatte Judäa keine Bedeutung mehr in der römischen Politik; die Ereignisse unter Pompeius verstehen sich unter diesem Gesichtspunkt von selbst. Anders wurden diese Verhältnisse, als es Herodes gelang, die Gunst des Augustus zu erwerben. Aber von da an scheint mir die sonst von G. mit Erfolg angestrebte klare Linienführung in der Darstellung der römischen Politik nicht mehr erreicht. Die Ursache glaube ich in dem Vorherrschen der rechtlichen Gesichtspunkte bei seiner Schilderung zu sehen. Was in dem viel zu kurzen achten Kapitel fehlt, sind die soziologischen Gesichtspunkte. Weil sie zu wenig berücksichtigt sind, ist die Vorgeschichte der jüdischen Revolution nicht genügend geklärt, und man erhält keine befriedigende Antwort auf die Frage, warum die Versuche Roms, Judäa auf dem Weg der Provinzialverwaltung zu befrieden, schließlich gescheitert sind.

Die Träger der antisyrischen Bewegung, die jüdischen Nationalisten des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, waren religiöse Enthusiasten. Sie wehrten sich gegen die Hellenisierungsversuche der Syrer, die ihren Kultus bedrohten. Als die politische Führung des Volkes durch die späteren Hasmonäer diesen Idealen untreu wurde, hatte sie das Volk nicht mehr hinter sich. Eine Politik, die auf die Hasmonäer setzte, konnte gegenüber Syrien Erfolge erringen, geriet aber in Gefahr, einen Herd der Unruhe im Lande selbst zu schaffen. Wahrscheinlich hat die große Politik Roms diese Imponderabilien von vornherein nicht richtig eingeschätzt. Erst recht kritisch wurde die Lage, als mit den Herodianern ein Geschlecht zur Herrschaft kam — unter römischer Beteiligung —, das dem Volk als land- und religionsfremd erscheinen mußte. Die Herrschaft des großen Herodes wurde nur knapp ertragen, und in seinen letzten Tagen regte sich bereits ein religiös-politischer Aktivismus. Vollends verschärft ward die Spannung durch die Einführung der Provinzialverwaltung. Der Zensus des Quirinius, der zur Erhebung und dauernden Organisation des Aktivismus im Zelotentum führte, erscheint mir nur als die erste der Verwaltungsmaßnahmen, mit denen die Römer — wohl ohne genügend Einsicht in die religionssoziologischen Verhältnisse — das Volk in Erregung versetzten. Hier wäre ein Wort über Stellung und Politik der Prokuratoren zu sagen gewesen gerade im Vergleich mit der Verwaltung anderer Provinzen; die gegen Mommsen gerichtete Anm. über den Praefectus Aegypti genügt nicht. Hier wäre auch vor allem eine durchgreifende Kritik an der Gesamtdarstellung des Josephus nötig, der seine Gründe hat, religiöse Opposition rein politisch, messianische Aktion rein kriminell umzudeuten. Die von Augustus genehmigte Teilung des Reiches nach dem Tode Herodes des Großen erscheint unter diesen Gesichtspunkten als ein Fehler; sie hat eine rechtzeitige Befriedigung des Landes vollends unmöglich gemacht. Als die Prokuratoren das ganze Gebiet in die Hand bekamen, war es zu spät.

Die römische Politik gegenüber Judäa im ersten nachchristlichen Jahrhundert läßt sich wohl auch nicht darstellen ohne eine gründliche Berücksichtigung der weit verbreiteten und namentlich in Ägypten politisch höchst wichtigen jüdischen Diaspora. Gerade die neuen Funde von Urkunden aus Alexandria lassen manche Rückschlüsse auf die Bedeutung der Judenschaft im Reiche zu. Und wenn sich Kaiser Claudius in dem von Bell edierten Brief den Zuzug der Juden aus der Heimat nach Ägypten verbittet, so meint man zu spüren, mit welcher Mühe die Politik gegenüber den alexandrinischen Juden, den Trägern des Loyalitätsgedankens in Ägypten, in Einklang gebracht wird mit der Prokuratorenpolitik in Judäa.

So ist von Ginsburg für das Verständnis der Beziehungen Roms zu Judäa zwar eine ausgezeichnete Grundlage gelegt; für die Geschichte des ersten Jahrhunderts nach Christus aber bleibt noch manches zu tun übrig.

Holtzmann, Prof. D. Oskar: **Tamid.** (Vom täglichen Gemeindeopfer). Text, Übersetzung und Erklärung nebst einem textkritischen Anhang. Gießen: Alfred Töpelmann 1928. (VI, 81 S.) gr. 8° = Die Mischna. Text, Übersetzung u. ausführl. Erklärung. Mit eingeh. geschichtl. u. sprachl. Einleit. u. textkrit. Anhängen. V. Seder. Qodaschim. 9. Traktat. RM 7—. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

H. legt in der Einleitung seiner Bearbeitung des Mischnatraktats „Tamid" das Hauptgewicht 1. auf das Verhältnis dieses Traktates zu anderen Mischnatraktaten, wie z. B. Joma, Middoth und Sukka, ferner 2. auf die Einordnung des Traktates „Tamid" in die Geschichte des Tempelgottesdienstes. Da es sich hier um ursprünglich mündlich angeeignete und tradierte Überlieferungen handelt, die dann schriftlich aufgezeichnet, geordnet und von der Redaktion nach mancherlei Gesichtspunkten geformt sind — vgl. z. B. A. Guttmann, Das redaktionelle und sachliche Verhältnis zwischen Mischna und Tosephta (Breslau, M. u. H. Marcus, 1928) —, genügt es nicht, wenn man, wie H., etwaige literarische Abhängigkeiten der uns vorliegenden Traktate von einander allzu rasch feststellen zu können glaubt, sondern es will bei einem solchen Vergleich des Wortlautes der uns schriftlich vorliegenden Traktate die Eigenart der ursprünglich mündlichen Überlieferung berücksichtigt sein, ferner muß dabei an den Mosaikcharakter dieser Traditionsliteratur gedacht werden, außerdem die durch die Redaktion beabsichtigte und vollzogene Formung in Anschlag gebracht werden. Berücksichtigt man diese Sachlage, so ergibt sich ein viel komplizierteres Verhältnis des Tr. „Tamid" zu den genannten Traktaten (und zu anderen), als es H. feststellen zu können glaubt. Bei den Einsätzen aus „Tamid" in den Traktat „Joma" — die H. behauptet — will berücksichtigt sein, daß die vier Verlosungen deswegen innerhalb des „Joma" mir keine Widersprüche zu ergeben scheinen, weil die Tätigkeit des Hohenpriesters beim „Tamid" unter Assistenz anderer Priester erfolgt, also die Verlosung der Verrichtungen unter den Priestern sichtlich auch da vorgenommen ist, wo dann der Hohepriester einen Teil der Handlungen übernahm. Daß der Hohepriester dabei zuviel zu tun gehabt hätte, scheint mir nicht der Fall zu sein. — In der an sich sehr dankenswerten Geschichte des Tempelgottesdienstes hätte H. dem unmittelbaren Verständnis des Traktats „Tamid" noch mehr dienen können, wenn er von den beiden Grundsäulen, auf denen dieser Traktat ruht, ausgegangen wäre, d. h. einerseits von den Bibelstellen, die hier — wie sonst in entsprechender Weise in allen Mischnatraktaten — im Hintergrunde stehen, und andererseits im besonderen von dem, was wir vor allem aus Josephus über den Tempelgottesdienst des herodianischen Tempels entnehmen können. Luk. 1 hätte eine noch genauere Behandlung verdient, ebenso die Angaben bei Jesus Sirach. H. meint, daß Zacharias ganz allein im Tempelsaal gewesen sei, während im „Tamid" dabei noch zwei Personen erwähnt würden, und sieht darin eine Abweichung der Überlieferung. Dabei scheint er mir aber nicht genügend bedacht zu haben, daß es die Weise hebräischer Erzähler ist, das, worauf es ihnen nicht ankommt, unerwähnt zu lassen. Daher können sehr wohl die in „Tamid" hier vorausgesetzten Verhältnisse auch in Luk. 1 vorausgesetzt sein. Außerdem ist aus „Tamid" nicht ersichtlich, daß die betreffenden beiden dort erwähnten Personen auch mit in den Tempelsaal zu gehen hatten. Diese Bemerkungen aber sollen nur zeigen, wie anregend H.s Angaben und Bedenken sind. Sie bedürfen jedoch einer viel eingehenderen Untersuchung, während mancherlei, was H. heranzieht, fehlen könnte. Demjenigen, der sich in Zukunft mit dem Traktat „Tamid" beschäftigen wird, sei empfohlen, namentlich die vorhandene Literatur eingehend zu berücksichtigen, also Iken, Surenhus, Bartenora, Maimonides, ferner die Gemara, soweit sie vorhanden ist. Auch läse man gern eine Übersetzung und Behandlung der für den Ursprung dieses Traktates wichtigen Stelle Joma 14b. Die Übersetzung hat H. offenbar mit Absicht so kurz wie möglich gehalten. Kleine Einschaltungen hätten aber den deutschen Wortlaut verdeutlicht. Wer weiß, welche Mühe die Bearbeitung eines Mischnatraktates macht, wird H. für seine Arbeit dankbar sein und sie gern als Anregung zu weiteren Untersuchungen verwenden. S. 28 läse man gern auch ein Verzeichnis der vorkommenden Rabbinen.

Markon, Isaak: **Das Land „Schabat" in den Reisebemerkungen des Athanas Nikitin** (1466—1472). Sonderabdruck aus: „Jüdische Studien", Dr. Josef Wohlgemuth gewidmet. Berlin 1928. (16 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Nikitin, der schon vor Vasco de Gama nach Indien kam, erwähnt in seinem Reisebericht ein Land „Schabat", von dem er neben anderem sagt, es sei von Ceylon aus in einem Monat zu erreichen, und die Behauptung, die Bewohner seien Juden, wäre unwahr. Die kleine Schrift dient dem Nachweis, daß dieses sagenhafte Land in Zusammenhang steht mit dem Flusse Sambation und einem daran grenzenden Fabelreiche der Juden. Dazu werden Stellen beigebracht aus Flavius Josephus, Plinius, dem Talmud und anderen rabbinischen Werken, Qazwînî, dem Fabulierer Eldad ha-Dani (9. Jahrh.), den Briefen des Presbyters Johannes (12. Jahrh.) und dem französischen Geographen Farisol (um 1500). Die Möglich-

keit, daß die von Nikitin vernommenen Erzählungen und das von diesen Quellen Berichtete aus gleicher Wurzel stammen, läßt sich nicht von der Hand weisen.

Challenger, C. G., M. A.: **The Excellence of revealed Religion.** An Enquiry into the Meaning of Revelation. The Hulsean Prize Essay 1927. Cambridge: University Press 1928. (XI, 100 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von H. Rust, Königsberg i. Pr.

Die sehr knappe, aber darum noch keineswegs oberflächliche Darstellung zerfällt in zwei Teile. Der erste ist geschichtlich und behandelt nacheinander den Begriff der Offenbarung im Urchristentum, das Verhältnis von Christentum und Philosophie bei den Kirchenvätern, das von Glaube und Vernunft im Mittelalter, und das von natürlicher und geoffenbarter Religion in und seit der Reformation. Der zweite Teil ist systematisch. Er beschreibt zunächst die Art der Offenbarung als Divination und Mythologie, entwickelt sodann den Begriff der schöpferischen Inspiration als prophetische und mystische Eingebung einerseits und als fromme Deutung innerer und äußerer Tatbestände andrerseits. Schließlich wird die Überlegenheit der geoffenbarten Religion nachgewiesen. Darunter wird die biblische Religion verstanden. Ihre allgemeine Überlegenheit tritt, wie im Anschluß an Schleiermacher entwickelt wird, im Prophetentum hervor, ihre besondere und endgiltige in Jesus, welcher nicht nur als Prophet, sondern in dem eigentümlichen Sinne Ottos (Das Heilige, 14, A., S. 221) als „der Sohn" geredet hat. Der Offenbarungsbegriff der jüngsten Theologenschule, der Dialektiker Barth, Brunner, Gogarten, ist noch nicht in den Kreis der Betrachtung einbezogen.

Büchsel, Prof. D. Friedrich: **Johannes und der hellenistische Synkretismus.** Gütersloh: C. Bertelsmann 1928. (114 S.) gr. 8° = Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von A. Schlatter und W. Lütgert, 2. Reihe: Samml. wissensch. Monographien, 16. Band. RM 4 —; geb. 5.50. Bespr. von Ernst Lohmeyer, Breslau.

Die alte Streitfrage, welches der geschichtliche Ursprung der bei Johannes (Evangelium und I. Brief) dokumentierten geistigen und religiösen Anschauung sei, soll in dieser Arbeit durch eine Untersuchung der wichtigsten Begriffe geklärt werden, „um die sich der Inhalt des ganzen Buches gruppiert". Es werden zunächst die johanneischen Prädikate der Gestalt Jesu behandelt: Christus, Gottessohn, Logos, Präexistenz, „Gott" Jesus, Welterretter, Prophet, kurz die Bilder vom Hirten, Brot, Weinstock, Weg, Bräutigam, Lamm gestreift und hernach die Begriffe erörtert: Leben, Geburt aus Gott, Licht, Herrlichkeit, Gnade, Erkennen, Wahrheit, Christus,,mystik", Welt, Teufel. Eingeleitet werden diese Untersuchungen durch eine kurze Betrachtung über „Das Judentum und der hellenistische Synkretismus", abgeschlossen durch knappe Bemerkungen über die Stellung des Evangeliums zu Juden und Griechen wie über den „Verfasser und sein Verfahren".

Die Aufgabe, die hier angefaßt wird, ist sehr groß und umfassend; sie auf wenigen Bogen zu lösen, nur dann möglich, wenn eine scharfe Fragestellung alle einzelnen Untersuchungen bestimmt. Sie lautet hier: Stammen alle diese Worte und Begriffe aus „dem Judentum" oder aus „dem hellenistischen Synkretismus"?, und die Antwort ist regelmäßig: nicht aus dem Synkretismus, sondern aus dem Judentum, freilich in einzelnen Fällen aus einem mehr oder minder „echten". Diese Lösung des Verfassers scheint mir im großen und ganzen richtig zu sein; dennoch erweckt sowohl die Problemstellung wie der Versuch des Beweises lebhafte Bedenken. Denn was heißt hier „hellenistischer Synkretismus", was „Judentum", besonders ein „echtes" und nicht „echtes" Judentum? Und hinter solchen Fragen steht, wie Bousset es genannt hat, das große „religionsgeschichtliche Problem" des Judentums. Er hat dieses Problem wohl zu einseitig gesehen und gelöst, aber es ist auch nicht mit der Behauptung abgetan, daß das Judentum seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts sich allen „synkretischen Einflüssen" verschlossen habe. Es bleibt die Frage nach Gestalt und Bewegung des jüdischen Glaubens in den dunklen Jahrhunderten, die er vom Exil (nicht erst seit Alexander d. Großen) bis zur Makkabäerzeit durchlaufen hat; es bleibt auch die einfache Überlegung, daß gerade ein „Sich-verschließen" den stärksten Einfluß bedeuten kann. So ist die Grundfrage dieser Arbeit nicht genügend geklärt, und unter dieser Unklarheit leiden auch die einzelnen, oft richtig angesetzten Untersuchungen.

Semitistik, Islamistik.

Pedersen, Johs.: **Inscriptiones Semiticae collectionis Ustinowianae.** Osloae: in aedibus Some et sociorum 1928. (70 S.) 8°. = Symbolae Osloenses Fasc. supplet. II. Angez. von R. Hartmann, Heidelberg.

Pedersen veröffentlicht hier in deutscher Sprache die auf etwas abenteuerlichem Weg in den Besitz des Ethnographischen Museums der Universität Oslo gelangten semitischen Inschriften der Sammlung des einst in Jaffa ansässigen Russen Ustinow.

Es sind 7 jüdische (hebräisch-aramäische) Inschriften, die mit einer Ausnahme alle schon früher veröffentlicht waren, doch von Pedersen vielfach besser als von seinen Vorgängern Clermont-Ganneau,

Euting und Lidzbarski gelesen werden konnten, wenn die Schwierigkeiten der inhaltlich nicht allzu bedeutenden Texte auch eine endgültige Lösung der Rätsel kaum gestatten. Es folgt eine sehr wichtige samaritanische Inschrift (Bauinschrift, datiert aus dem 11. Jh.), um deren Lesung sich Kahle neben Pedersen mit verdient machte, und eine syrische Inschrift.

Die übrigen 29 sind arabisch. Wenn manche davon, nur in kleinen Bruchstücken erhalten, nicht gerade von besonderer Wichtigkeit sind, so finden sich doch auch mehrere recht beachtenswerte darunter. Am meisten Interesse verdient vielleicht Nr. 15 (= 26468), der Schluß einer Proklamation über Steuerverhältnisse aus dem Jahre 299 (= 911/2), um des darin genannten Namens von al-Ḥusain b. Aḥmed al-Māderā'ī willen. Ihm widmet Pedersen im Anschluß daran (S. 43—61) eine kleine Monographie, die einen tiefen Einblick in die kulturellen Verhältnisse der Zeit gewährt, die uns inzwischen durch H. Bowens Buch „'Alí Ibn 'Ísà" (Cambridge 1928) nähergebracht ist.

Die Lesung und Erklärung der Inschriften ist mit aller Sorgfalt und unter Beiziehung aller denkbaren Hilfsmittel ausgeführt. Von den wichtigeren sind gute Abbildungen beigegeben, die freilich an den kritischen Stellen, an denen P. selbst zu keinem endgültigen Ergebnis kommt (wie z. B. Nr. 15, Z. 2—4 oder auch bei den jüdischen Inschriften), doch kaum ausreichend sind, um ein sicheres Urteil über die Möglichkeiten zu gestatten. Ich möchte deshalb hierüber keine Vermutungen äußern und mich auf eine einzige Kleinigkeit beschränken, die vielleicht nur ein Druckfehler ist: Das erste Wort von Z. 5 der Nr. 26457 (= 22), das in der Umschrift بغز geschrieben und nicht übersetzt ist, sollte doch wohl ثغر (= Grenzfestung) heißen.

Der Herausgeber hat sehr große Mühe auf die z. T. nicht leicht lesbaren Inschriften verwandt, zweifellos herausgeholt, was irgend herauszuholen war, und uns mit der Arbeit eine sehr dankenswerte Bereicherung unseres Wissens geschenkt.

Smith, Margaret: **Rābi'a the mystic and her fellow-saints in Islām.** Being the life and teachings of Rābi'a al-'Adawiyya al-Qaysiyya of Baṣra together with some account of the place of the women saints in Islām. Cambridge: University Press 1928. (XXV, 219 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von H. Fuchs, Berlin.

Wie der Untertitel des Buches bereits andeutet, will die Verfasserin einmal das Leben und die Lehren der islamischen Mystikerin Rābi'a al-'Adawīyya darstellen, dann aber auch von ihrer Person ausgehend die Stellung der weiblichen Heiligen im Islam zusammenfassend untersuchen. Hieraus ergab sich für sie von selbst eine Dreiteilung des Buches. Vorausgeschickt wird dem Ganzen eine sorgfältig abwägende Prüfung der Quellen, die für die Erforschung des Lebens und der Lehren der Heiligen zur Verfügung stehen, die aber zugleich auch eine gute Zusammenstellung des wichtigsten orientalischen Materials für das Studium der islamischen Mystik überhaupt bietet. Der fragmentarische und in gewissem Sinn unzuverlässige Charakter der verfügbaren Quellen hat seinen Grund letztlich darin, daß die ersten Biographien Rābi'as erst lange nach ihrem Tod entstanden und daher in starkem Maße bereits mit legendären Zügen durchsetzt sind. Zugleich aber erhellt aus der großen Zahl mehr oder weniger ausführlicher Berichte über Rābi'a — anfangend mit al-Ǧāḥiz († 869) — welch hohen Ansehens Rābi'a, die Heilige par excellence der sunnitischen Hagiographie, wie Massignon sie nennt, sich in der islamischen Mystik erfreut hat, und welch bedeutende Rolle sie zu ihren Lebzeiten gespielt haben muß. So darf eine eingehende Untersuchung ihres Lebens, zumal wenn sie so sorgfältig durchgeführt und so umfassend angelegt ist wie hier, sicher auf unsere Beachtung rechnen.

Dem angedeuteten Charakter der Quellen entsprechend bietet der erste Teil des Buches, der dem Leben der Heiligen gewidmet ist, neben einigen wenigen sicheren Tatsachen aus dem Leben Rābi'as — sie war um 717 in Baṣra geboren und starb ebenda hochbetagt und in höchstem Ansehen im Jahre 801 — wesentlich legendäre Erzählungen, deren Einzelheiten nur für die Auffassung der späteren Mystiker von ihrer Person charakteristisch sind und in vielem das übliche Schema solcher Biographien erkennen lassen.

Bei dem zweiten Teil, der sich mit der Lehre Rābi'as befaßt, bewegen wir uns auf etwas mehr gesichertem Boden, da alle großen Mystiker von ihrer Lehre sprechen und ihre Äußerungen als von höchster Autorität umkleidet anführen. Besonders die systematischen Darstellungen der ṣūfischen Doktrin bei Abū Ṭālib al-Makkī, al-Qušairī, al-Ġazālī, as-Suhrawardī beziehen sich bei den wichtigsten Fragen immer wieder auf die Anschauungen Rābi'as, die selbst anscheinend nicht von irgend einem großen Šaiḫ oder Lehrer abhängig gewesen ist. Ausgehend von einer knappen Darstellung der mystischen Lehre wird bei jedem der Stadien des Pfades, den der wahre Ṣūfī bis zur Erreichung des Endzieles, der Vereinigung mit Gott, zu durchlaufen hat, zunächst an Äußerungen der großen Šaiḫe deren Auffassung der einzelnen Punkte klargestellt und dann der Versuch unternommen, die Stellungnahme Rābi'as zu jeder Frage zu präzisieren, soweit das auf Grund ihres Lebens und ihrer überlieferten Äußerungen möglich ist. Immerhin ergibt sich dabei ein abgerundetes Bild ihrer Stellung in der Entwicklungsgeschichte der islamischen Mystik, das von hohem Interesse ist, da sie das erste Beispiel einer wahren mystischen Selbstentäußerung darstellt. Wie stark Rābi'a die Entwicklung der Ṣūfik beeinflußt hat, zeigt sich am besten an der Geschichte der ihr zugeschriebenen wunderbaren Verse über die beiden Arten der Liebe, mit deren Kommentierung sich fast alle großen Mystiker eingehend befaßt haben. Gelegentliche Bezugnahmen auf die abendländische Mystik erhöhen noch den Wert der an sich schon überaus interessanten Darstellung.

Der dritte und umfangreichste Teil des Buches befaßt sich mit der Stellung der Frau im Islam im allgemeinen, wobei die Verfasserin eine große Belesenheit verrät, und insbesondere mit der der heiligen Frauen, von denen eine große Zahl — Umm Harām, Rābi'a bint Ismā'īl, Mu'āḍa, Ša'wāna, Nafīsa u. a. — ausführlicher behandelt werden. Dabei

nimmt die Verfasserin Gelegenheit zu sehr treffenden Ausführungen über die Stellung des Islam zu den Fragen des Zölibats und des monastischen Lebens, der Verehrung der Heiligen nach dem Tode und der Gemeinschaft der Heiligen. Den Beschluß bilden wertvolle Darlegungen über die Verehrung der heiligen Frau im modernen Islam, insbesondere bei den Derwischorden, über deren Geschichte und Organisation wir zugleich manches Beachtliche erfahren.

Von einer Kritik von Einzelheiten kann hier abgesehen werden. Alles in allem stellt das Buch eine sehr erfreuliche Bereicherung der Literatur zur Geschichte der islamischen Mystik dar, für die der Verfasserin in jeder Hinsicht zu danken ist. Der Druck und die Ausstattung des Buches sind vorzüglich. Eine sorgfältige Liste der benutzten sehr zahlreichen orientalischen und europäischen Autoren sowie ein dreifaches mit Sorgfalt gearbeitetes Register der vorkommenden Personennamen, der Sachen und der arabischen termini technici dürften besonders begrüßt werden.

Ṯābit b. Qurra: Kitāb ad-Dahīra fī 'Ilm aṭ-Ṭibb (= Das Buch „Der Schatz der Heilkunst" von Thabit ben Qurrah), herausgegeben von Dr. G. Ṣubḥī. Kairo 1928. (XV, 186 S., Index 43 S., 3 Reproduktionen.) Bespr. von H. Lehmann, Tharandt.

Zunächst ist zu bemerken, daß es besser und richtiger heißen muß ثُرَّة = Qurrah statt ثُرَة = Qurreṭ. Die Vorrede des Herausgebers ist insofern richtigzustellen, als es nicht allein Prof. 'Alī Bej Ibrāhīm war, der Ṣubḥī zur Herausgabe dieses Handbuchs der Heilkunst nach einem Unicum der koptischen Bibliothek zu Kairo veranlaßt und gedrängt hatte, sondern die Auswahl traf Dr. Max Meyerhof in Kairo! Ihm gebührt also zunächst der größte Dank, daß wir wieder mit einem Werke von unschätzbarem wissenschaftlichen Werte beschenkt worden sind.

Der Druck und das Papier dieses Werkes sind sauber und sehr gut, lassen also nichts zu wünschen übrig. Sieht man sich jedoch einmal das „Hauptregister" an, so wird man finden, daß es von einem solchen weit entfernt ist, denn die Eigennamen sind vollkommen vergessen worden, die doch mit zu den wichtigsten Dingen gehören.

Ohne näher auf die Vorrede einzugehen, ist zu Seite XI zu sagen, daß Ṯābit b. Qurrah, da er von 825—900 gelebt hat, ein Zeitgenosse Honeins und des Johannes Serapion gewesen ist und auch deren Werke benutzt hat, was sich voll und ganz im Texte bestätigt. Die Erwähnung nicht nur dieser beiden Personen durch Ṯābit b. Qurrah, sondern auch der Galenus- und Hippokratesübersetzungen des Honein ermöglichen uns, die Abfassungszeit nicht nur der *Dahīra*, sondern auch die des *Kunnāsch* des Serapion und dessen Lebenszeit mitbestimmen zu helfen, wie ich es in meiner demnächst erscheinenden Hauptarbeit, „Nicolaus Myrepsus" betitelt, schon getan habe, worauf ich schon hier verweise.

Da nun Johannes Serapion nach meinen Feststellungen in vorerwähnter Arbeit seinen Kunnāsch um 873 abgefaßt hat, so hat natürlich Ṯābit b. Qurrah seine *Dahīra* noch später geschrieben, etwa 10 Jahre später, also um 883, was der Wirklichkeit auch entspricht. Auch die Honeinübersetzungen waren selbstverständlich um diese Zeit schon längst bekannt, weshalb es uns nicht wundert, daß Ṯābit b. Qurrah den Galenus nicht weniger als 104mal und den Hippokrates 35mal erwähnt.

Sogar Mankah, den indischen Arzt und Übersetzer zu Zeiten Hārūn er-Raschīds erwähnt er Seite 68.

الكندى Seite 3, der bekannte el-Kindī.

Mesue den Älteren, besser nur den Johannes Mesue, erwähnt Ṯābit b. Qurrah 5mal: Seite 26 und 90 als ابن ماسويه, Seite 40 und 156 als يوحنّا بن ماسويه und Seite 71 als يحيى بن ماسويه.

اريباسوس Seite 97 ist natürlich richtig اريباسيوس, ebenso Seite 100 الاسفيوس, also Oribasius.

بنادوق Seite 98, hier muß es natürlich ثيادوت heißen, der ebenfalls bekannte griechisch-muslimische Arzt Θεόδοτος, der von ± 650—± 725 lebte und nicht etwa mit dem von Galenus genannten zu identifizieren ist. Darüber auch mehr in meiner Myrepsusarbeit.

السامير Seite 103, hier muß es richtig الساهر heißen; Jûsuf as-Sāhir war auch ein sehr bekannter Arzt, der im Hāwī sehr oft erwähnt wird.

برمكى Seite 117, ein bekannter Arzt. حرث بن كلدة Seite 186, richtiger كلدة, Arzt unter dem 1. Chalifen Abū Bekr, der 634 starb.

Mit Johannes Serapion hat es etwas Besonderes; er wird S. 6 als ابن سرابيون erwähnt: الى الكتاب الصغير المختصر من كتاب ابن سرابيون = „im kleinen Werke, dem Kompendium vom (12buchigen) Werke des Serapion". S. 61 als يوحنّا ابن سرافيون! Es ist also hier scheinbar ein unmittelbares Zeugnis vorhanden, als ob Serapion einen Auszug aus seinem 12buchigen *Kunnāsch* angefertigt habe, der allein nur Allgemeinbedeutung erlangte, aber gesehen haben ihn weder Ṯābit b. Qurrah noch Rāzī! Daß das aber ein ganz alter Irrtum ist, bringt ebenfalls meine Myrepsusarbeit.

Auf einige noch sehr interessante Punkte will ich hier eingehen, die Ṣubḥī ohne jede Erwähnung läßt. Seite 103 wird nämlich ein معجون الكلكلانج und Seite 183 nur الكلكلانج erwähnt; beidemale ist es dasselbe. Der Index hat einfach „compound preparation"! Das Wort كَلْكَلَانَج habe ich nämlich in keinem mir bekannten arabischen Wörterbuch erklärt gefunden, auch bei Dozy nicht! Das Wort كلكلانج wird in meiner Myrepsusarbeit ausführlich erklärt. Es hängt nicht etwa mit dem modernarabischen كُلْكُلَان zusammen, sondern stammt aus der Suschrutaübersetzung des Mankah, und zwar zusammengesetzt aus कल्क = *kalká* = „zäher

Teig", „Paste", also ganz entsprechend dem muslimischen معجون, und aus कल्याणक = *kalyānaka* = „vortrefflich". Demnach also कल्ककल्याणक = *kalkákalyânaka* = „vortreffliches Mittel", das der oder die arabischen Übersetzer einfach zu كَلْكَلَانَج verstümmelten und so transskribierten. Wir haben es also mit einem echt indischen Mittel zu tun. Dasselbe ist auch كَلَانَج, alchanchalon, ἀλκάνκαλι, كَاكَلَانَج bei Rabn eṭ-Ṭāberī und كلكلانه mittelpersisch bei Dschurdschānī.

Ein anderer Punkt findet sich Seite 65, wo es unten heißt: بالشيليثا. Das ist falsch, es muß heißen بالشَّلِيثَا, noch richtiger aber eigentlich بالشليطا, da aber die Araber ein syrisches ط gern durch ein ث wiedergeben, so ist erstere Schreibung gerechtfertigt. شَلِيثَا = *schalīthā*, oder besser شَلِيطَا = *schalīṭā*, ist nämlich das syrische ܫܠܺܝܛܳܐ = *schalīṭā* = „mächtig". Wir haben es also hier mit einem „mächtigen Mittel", mit einem „schnell wirkenden Mittel", mit einer Art πανάκεια zu tun, das ein echt syrisches ist. Mehr davon ebenfalls in meiner Myrepsusarbeit. — Die Erklärung dieses Wortes als Name eines Heilmittels fehlt auch noch in sämtlichen Wörterbüchern, sowohl in arabischen wie in syrischen. Im Index wird dieses Mittel sogar ابهل = sabin = „Sadebaum" gleichgestellt, obwohl es im Text S. 65 Abschn. 139 nach vorheriger Aufzählung von einigen anderen Heilmitteln heißt: ودواء المسك والابهلية المعروفة بالشيليثا. Daß es hier statt الابهلية vielmehr الاهليّة heißen muß, können wir bei ʿAlī ʿAbbās Bd. 2 S. 545 nachlesen, wo steht ويسمى الاهليّة الذهبية. Wenn nun auch wirklich in diesem Mittel fast am Ende Sadebaum als Zutat vorkommt, so hat hier der Name dieses Mittels nichts damit zu tun. „ieses „mächtige Mittel" hieß nämlich noch das Dgoldene (Haus-)Mittel".

اهليّة = eigtl. „Besitz", dann auch „Hausmittel", „Mittel", „Heilmittel", weil man es für ein äußerst wertvolles hielt, wenn man es im Hause hatte, d. h. eben besaß. Daher lehnt sich dieses Wort auch sehr gut an die Wurzel اهل an. Diese neue Bedeutung von اهليّة ist auch in den Wörterbüchern nachzutragen. Den zweiten Namen des mächtigen Mittels haben sowohl Ṯābit b. Qurrah wie auch ʿAlī ʿAbbās dem Antidotarium Baghdadense I entnommen, wo auch Synonyme von Namen zusammengesetzter Heilmittel zu finden waren. Wir haben bei Qurrah zu lesen: والاهليّة المعروفة بالشليثا = „... und das (Haus-)Mittel, das unter (dem Namen) »das mächtige Mittel« bekannt ist".

Auch Ḥonein wird 4mal erwähnt, und zwar Seite 81 als حنين بن اسحاق und Seite 79, 80 und 86 als حنين.

Seite 80 Zeile 13 muß es statt دند صينى heißen راوند صينى.

ارکاغانیس Seite 175: Damit weiß Ṣubḥī auch nichts anzufangen, denn er schreibt im Index „Erkaganis"; das ist selbstverständlich „Archigenes"! Griechisch scheint Ṣubḥī also nicht ganz recht zu verstehen. Das geht auch aus الاناسياسيا Abschn. 204 S. 96 hervor, das er im Index einfach mit „compound preparation" erklärt, womit bei ihm alle solche Wörter gedeutet werden, und es natürlich nicht abgetan ist.

الاناسياسيا ist nur verstümmelt aus الاثاناسيا = ἡ ἀθανασία = „die Unsterblichkeitsmedizin". Vgl. auch Ibn Sīnā ed. Būlāq 1873 Bd. 3 S. 330 und ʿAlī ʿAbbās ed. Būlāq 1877 Bd. 2 Seite 541. Man sieht hieran auch, daß Ṯābit ben Qurrah das damals allgemein bekannte muslimische Antidotarium Baghdadense I sive magnum, das um 800 auf Betreiben Hārūn er-Raschīds zusammengestellt worden war, zweifellos mitbenutzt hat, denn es enthielt derartig große zusammengesetzte indische, syrische, persische, arabische und griechische Heilmittel. Darüber ganz ausführlich in meinem „Nicolaus".

Seite 116 finden wir weiter Interessantes: المعجون المعروف بالكاسكبينج = „Das Heilmittel bekannt unter dem Namen »Kâsakbinadsch«". Auch diesen Namen habe ich im Nicolaus ausführlich besprochen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Wort aus dem persischen كَا und سكبينج verstümmelt ist. Es ist ein echt persisches Mittel, das Steckenraute enthält (Ferula Scowitziana D. C.). Im Persischen hieß es demnach auch گوارشن باسكبينج = ἡ διὰ σαγαπήνου = „ein Heilmittel mit Steckenraute". Die Verstümmelungen كاسكينج, keskinegi und keskimengi gehören auch noch hierher. Dieses Mittel kam übers Syrische aus dem Persischen ins Arabische (Antidot. Baghdadense I. كا > كل > كا oder كا > نا). Ṣubḥī, und alle Wörterbücher erklären dieses Wort nicht.

Dann hat Thābit b. Qurrah noch ein interessantes Mittel 4mal erwähnt, das Ṣubḥī wieder mit „compound preparation" im Index erklärt. S. 68 und S. 144 سخرتيا, S. 72 سحر نبا und S. 107 سجزينا. Alle 4 Wörter sind verstümmelt und treffen nicht das Richtige. Dieses Wort, wie das Mittel selbst, ist ein echt syrisches, wie schon die typische Endung besagt. Es sind Verstümmelungen des syrischen ܣܓܝܙܢܝܐ = sagīznaiē = πολυειδής oder πολύτροπος, also das „vielartige Mittel". Wir haben es hier mit dem syrischen „vielartigen Mittel" zu tun, das auf vielerlei Art angewendet und hergestellt werden konnte und auch ziemlich umfangreich war. Arabisch umschrieben muß es heißen سجزنيا oder شجزنيا. Mehr im Nicolaus davon. Dieses Wort fehlt in den Wörterbüchern. Verstümmelungen wie „sagzenea", „socrugena", سنجرنيا und شجرنيا gehören auch hierher.

Seite 116 finde ich noch دَحَمُرْتَا, auch ein echt syrisches Mittel, das Ṣubḥī im Index wieder als „compound preparation" aufführt. Das ist das „Perlen-

mittel", dessen Namen ich im Archiv für Geschichte der Medizin Bd. 17, S. 303 eingehend besprochen hatte, und welche Bedeutung Brockelmann auch mit in seine neue Ausgabe des Lexicon Syriacum Seite 844a aufgenommen hat.

Tabit b. Qurrah sind also auch alle diese klassisch-muslimischen Mittel bekannt gewesen, und zwar nach deren erster Quelle, dem Antidotarium Baghdadense I sive magnum.

الروشناى S. 37 ist nicht „Hymerocalis fulva", sondern ein Augenmittel persischen Namens, erklärt im Islam Bd. VI S. 245 Anmerk. 4; das ist „das lichtbringende Mittel" = τὸ φωσφόρον.

بالزعفران والبرسادروج S. 137 Abschn. 286 muß heißen بالزعفران وبالبادروج.

حبّ الشبيار S. 11 sind „Nachtpillen" = „pilulae noctis comites", bei Ṣubḥī aber einfach „compound pills".

شَب, persisch = „Nacht" und Suffix يار = eigtl. „Freund", „Begleiter", denn adjektivisch genau so wie گان, also شبيار „Nachtfreund", dann = „nächtlich", „Nacht-".

قلقنديس S. 37 ist nicht calacanthas, sondern χάλκανθος.

حنديقون S. 68 und öfter, auch خنديقون geschrieben, ist das lateinische ins Griechische übergegangene „conditum" = κονδῖτον; von Ṣubḥī nur mit „compound preparation" erklärt.

لوغاديا sind keine „compound purgative pills", sondern es ist die ἱερὰ Λογαδίου! Das „Heiligmittel des Logadios".

Noch vieles mehr könnte man richtigstellen, doch dazu ist der Raum zu knapp. Eine ausführliche Inhaltsangabe des Buches wird Dr. Meyerhof in der amerikanischen Zeitschrift *Isis* erscheinen lassen. Ich habe hier nur einige sprachwissenschaftliche Besonderheiten herauskehren können.

Was die Schreibweise des Tābit b. Qurrah selbst anlangt, so ist sie leicht verständlich und flüssig, ähnlich der des Julius Caesar.

Sehr angebracht gewesen wäre es auch, wenn neben der Abschnitteinteilung noch eine Seitenzeileneinteilung gegeben worden wäre, was das Aufsuchen von Wörtern wesentlich erleichtern würde. Dann hätte man auch die Abschnitteinteilung weglassen können.

Nach Feststellung von Dr. Meyerhof ist dieses Werk zu identifizieren durch zahlreiche Zitate (قال ثابت) in dem dem Rāzī zugeschriebenen *Kitāb el-fāḫir fi 't-ṭibb* (Hs. in Leiden).

Ibn Faḍl Allah al-'Omarī: Masālik el Abṣār fi Mamālik el Amṣār. I. L'Afrique, moins l'Égypte. Traduit et annoté avec une introduction et 5 cartes par Gaudefroy-Demombynes. Paris: Paul Geuthner 1927. (LXVIII, 282 S.) gr. 8°. = Bibliothèque des Géographes Arabes, publiée sous la Direction de Gabriel Ferrand, Tome II. 100 Fr. Bespr. von R. Hartmann, Heidelberg.

Die Masālik al-Abṣār des Ibn Faḍlallāh al-'Omarī sind der Arabistik längst nicht mehr unbekannt. Aber so manche Teile auch von ersten Gelehrten wie Quatremère verwertet wurden, das Werk, das sich den Benützern immer wieder als eine Quelle ersten Ranges erwies, ist noch lange nicht ausgeschöpft. Der Plan A. Zekī Paschas, das ganze große Werk herauszugeben — der erste Band ist 1924 in Kairo erschienen — entspricht tatsächlich einem dringenden Bedürfnis. Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis die schöne Ausgabe vollständig vorliegt. Inzwischen macht Gaudefroy-Demombynes hier die geographischen Abschnitte über Afrika — abgesehen von Ägypten — in französischer Übersetzung zugänglich. Da die Übersetzung auf dieselben handschriftlichen Grundlagen zurückgeht, auf denen die Edition beruhen wird, liegt keinerlei Gefahr vor, daß sie durch diese wesentlich überholt werden würde. Und erst die Übersetzung hebt ja, wenigstens wenn sie sorgfältig ausgeführt und kommentiert ist, wirklich die Schätze, die in dem Werke verborgen liegen.

Eine wörtliche Kontrolle der Übertragung ist freilich bei diesem Tatbestand nicht möglich. Aber auch wenn man Gaudefroy-Demombynes nicht bereits aus anderen Werken, wie z. B. seinem „La Syrie à l'époque des Mamelouks" (Paris 1923) als Übersetzer kennen würde, würde ein Einblick in das vorliegende Buch ohne Weiteres zeigen, daß die Übertragung allen billigen Ansprüchen gerecht wird. Nicht nur die ausführlichen Angaben über die Hilfsmittel zur Rekonstruktion des Textes, die zugleich gute Einblicke in gewisse literarische Beziehungen gewähren, machen das deutlich, sondern vor allem auch das klare Eingeständnis, wenn G.-D. mit seinem Texte nicht zu einem befriedigenden Ergebnis kommt: vielleicht das beste Merkmal gewissenhafter wissenschaftlicher Übersetzertätigkeit! Im Einzelnen können die vielen Stellen aus den Masālik, die sich als Zitate in anderen gedruckten Texten finden, den guten Gesamteindruck von der Übersetzung noch bestätigen.

Bei arabischen Texten von sachlichem Interesse hat eine Übersetzung m. E. ihren Zweck nur dann erreicht, wenn ein ausführlicher Kommentar beigegeben ist. Nicht arabistisch geschulte Historiker, Geographen usw., die Kreise, an die man dabei meist denkt, werden auch mit der besten Übersetzung nicht viel anfangen können, wenn ihr nicht eine Erläuterung der literarischen Verhältnisse beigefügt ist und auch die Erklärung der sachlichen Angaben an der Hand nicht übersetzter Texte über denselben Gegenstand in Angriff genommen wird. Die Methode G.-D.s kann auch in dieser Hinsicht nur als vorzüglich bezeichnet werden.

Seine umfangreichen Erläuterungen lassen eine außerordentlich ausgedehnte Kenntnis der einschlägigen Literatur und gutes Urteil erkennen.

Der sorgfältigen kommentierten Übersetzung der Kapitel 8 über Abessinien, 9 Kānem und Nubien, 10 Mālī, 11 die Gebirgsberbern, 12 Ifrīqija, 13 Marokko, 14 Andalus ist eine 60 Seiten starke Einleitung vorausgeschickt, die vor allem die Verarbeitung der Angaben Ibn Faḍlallāhs über die Organisation der auf dem Boden des Almohadenreichs entstandenen Staaten der Merīniden (, der ʿAbd al-Wāditen von Tlemcen) und der Hafṣiden zusammenhängend in Angriff nimmt und erheblich fördert. 5 Kärtchen bzw. Pläne sowie ein ausführlicher Index sind beigegeben.

Das Buch ist der Ertrag einer großen, mühevollen Arbeit und bedeutet eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der afrikanischen Geschichte und Geographie des Mittelalters.

Es ist selbstverständlich, daß der Auswahl des in den Erläuterungen gebotenen Stoffes stets ein gewisses individuelles Moment anhaften muß. Nicht als irgend welcher Tadel, vielmehr als Ausdruck des Interesses an dem schönen Buche ist es gemeint, wenn hier einige wenige Nachträge dazu gegeben sind. Zu S. XLVIIIff. u. S. 248: Über die Farben als Symbol politischer Gruppen wäre noch zu verweisen auf van Vloten, Recherches sur la domination arabe (Amsterdam 1894), S. 64. — Zu S. LX u. S. 248: Hier macht sich die gelegentliche Ungenauigkeit in der Transkription, speziell der Wiedergabe der Vokallängen störend bemerklich. Der „étoffe de Dabeq" hat seinen Namen von der ägyptischen Stadt Dabīq (vgl. C. H. Becker in der Enzykl. des Islam, s. v.). Der berühmte Schlachtort Dābiq im nördlichen Syrien hat damit nichts zu tun, auf den S. 248 verwiesen wird. Übrigens handeln die ebd. angeführten Stellen aus Mez, Renaissance von der ägyptischen, nicht von der syrischen Stadt. — Zu S. 48 u. S. 252: Über Dhu 'n-Nūn wäre jetzt besser auf Massignon, Essai sur les Origines du Lexique technique de la Mystique musulmane (Paris 1922), S. 184ff. zu verweisen. — Zu S. 49 unten wäre ein Hinweis auf den berühmten historischen *baqt* (vgl. Enzyklopädie des Islam, s. v. Baḳt) nützlich gewesen. — Zu S. 97 N. 1: Für die Bezeichnung der christlichen Großen als Könige findet sich auch S. 237 Anm. ein Beispiel aus Ibn Faḍlallāh selbst. — Zu S. 99 Anm.: Sollte etwa das Kupferbergwerk in Tigidda (S. 80f.) den Anstoß gegeben haben zur Sage von der Kupferstadt?

Wenn das ganze Unternehmen der Bibliothèque des Géographes Arabes, als deren II. Bd. das Buch erschienen ist, sich auf demselben Niveau hält, was übrigens nach den Namen der Bearbeiter der angekündigten Bände durchaus erwartet werden darf, so kann man den Herausgeber der neuen Reihe, G. Ferrand, dazu ebenso beglückwünschen wie die Arabistik, die damit eine wesentliche Förderung erfährt, und wie den Verleger, der das Werk ausgezeichnet ausgestattet hat.

Ghorbal, Shafik: **The Beginnings of the Egyptian Question and the Rise of Mehemet Ali.** A Study in the Diplomacy of the Napoleonic Era based on Researches in the British and French Archives. With a Preface by Arnold J. Toynbee. London: George Routledge and Sons, Ltd. 1928. (XIV, 318 S.) 8°. Geb. 12/6 sh. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Šafīq Ġurbāl, Lektor für Geschichte am Oberlehrer-Seminar (Higher Training College) in Kairo, hat als Dissertation unter den Auspizien von A. I. Toynbee eine recht gründliche Studie des Zeitabschnittes der ägyptischen Geschichte geschaffen, welcher von der Vorbereitung der bonapartischen Expedition (1797) bis nach der Vernichtung der Mamluken (1812) reicht. Er gibt die meines Wissens erste vollständige Darstellung der diplomatischen Geschichte dieser Periode in englischer Sprache. Er stützt sich dabei auf das überreiche gedruckt vorliegende, besonders französische Material, unter Benutzung von Dokumenten aus den Archiven der Ämter des Auswärtigen, des Krieges und der Marine in London, sowie aus dem National-Archiv und dem Archiv des Außenministeriums in Paris.

Begreiflicherweise bringt Verf. nicht viel Neues zur Geschichte der französischen Expedition, über welche ja eine bis heute ständig anschwellende Literatur existiert. Doch wird von ihm die geschickte Art, in welcher der englische Admiral Sidney Smith durch seine „moralische Offensive" die an Heimweh und Entbehrungen leidenden Franzosen mürbe zu machen suchte, zum ersten Male in helleres Licht gestellt, und damit auch der vorzeitige Zusammenbruch der Expedition (1801) erläutert. Auch zu der komplizierten Geschichte der Übereinkunft von El-ʿArīš (1800) liefert Verf. einiges neues Material aus den Akten des Foreign Office.

Dagegen wird die Geschichte der Friedensverhandlungen, der ersten britischen Besetzung von Ägypten (1801—1803) und des politischen Schachspiels der zweiten Koalition (1802—1805) inbezug auf den vorderen Orient selbständig dargestellt und durch zahlreiche neue Dokumente aus den oben erwähnten Archiven gestützt. Auch die Frühgeschichte Muḥammad ʿAlī Pāšā's (1803—1806), welche noch stellenweise im Dunklen liegt, wird recht gut und klar neu erörtert. Dann folgt die diplomatische Sichtung des russisch-türkischen Krieges von 1806—1807 und der unglücklichen englischen Expedition nach Ägypten von 1807. Für die Periode von 1807—1812 beschäftigt sich Verf. vorwiegend mit der europäischen Diplomatie und ihrem Ringen um die Türkei (Kap. XIV: „Von Tilsit bis Bukarest; der Köder im Osten").

Muhammad ʿAlī selbst und seine Vorbereitung zum Eintritt in die Reihe der großen politischen Faktoren des nahen Orients wird im Schlußkapitel etwas stiefmütterlich behandelt. In der Tat sind auch die Dokumente gerade über diese Zeit in Ägypten recht spärlich. (Vielleicht wird erst die vom König Fu'ād I. geplante Herausgabe der Archive seines großen Ahnherrn hier nachhelfen. Ref.)

Zwei Anhänge bringen eine Anzahl von Erläuterungen aus den Archiven und eine gründliche kritische Sichtung des bekannten Berichtes von Sebastiani über Ägypten (vom 23. Sept. 1802). Das Urteil des Verf. lautet, daß der Bericht zweifellos von Sebastiani selbst herstammt, aber von Napoleon im türkenfreundlichen und englandfeindlichen Sinne umgemodelt worden ist, wie denn auch der spätere Widerruf dieses Berichtes durch Sebastiani selbst wohl auf einen Befehl des Kaisers zurückzuführen sei.

In den Literaturangaben sind Druckfehler und Ungenauigkeiten zu bemängeln, und außerdem das gänzliche Fehlen der allerdings nicht beträchtlichen deutschen Literatur (z. B. O. Brandt, G. Roloff, A. Hasenclever); aber auch manche zeitgenössische englische Kriegs- und Reiseberichte sind im Literaturverzeichnis nicht angeführt, z. B. Anderson, Walsh, Wittmann, Aly Bey und Ch. Aug. Murray.

Das Buch kann dennoch als ein guter Führer durch die diplomatische Frühgeschichte des modernen Ägypten empfohlen werden. Außerdem legt es, ebenso wie einige arabisch geschriebene Werke der letzten Jahre, Zeugnis davon ab, daß nun endlich auch im Orient eine Generation von Historikern heranwächst, welche für die kritischen Methoden des Abendlandes Verständnis hat und sich dieselben anzueignen sucht.

Abd el-Halim Kararah, Dr. Mohammed: **Das Finanzwesen Ägyptens.** Sonderdruck aus „Die Welt des Islams" Bd. 11. 1928. Heft 1/2 (S. 1—66). Berlin: Deutsche Gesellschaft für Islamkunde 1928. Bespr. von B. Moritz, Berlin.

Wohl in jedem neueren Werk über Ägypten findet sich ein eigenes Kapitel über das Finanzwesen dieses Landes, und mit Recht, denn kaum irgendwoanders hat es eine so wichtige und mehrfach die Geschicke wendende Rolle gespielt wie gerade in Ägypten. Bei der überraschend schnellen Entwicklung, die das Nilland in den letzten Jahrzehnten genommen hat, sind aber diese Darstellungen längst überholt und veraltet, zum Teil auch aus politischen Rücksichten nicht objektiv genug gehalten. Eine neue Bearbeitung dieses zeitgemäßen Themas bringt die vorliegende Doktor-Dissertation eines ägyptischen Verfassers, der 1924 in Göttingen promoviert wurde. Man darf wohl sagen, daß er seiner Aufgabe vollauf gerecht geworden ist. Er hat es verstanden, das Thema mit ersichtlicher Sachkenntnis, erschöpfend und übersichtlich zu bearbeiten, und da er seine Angaben meist offiziellen Quellen entnommen hat, dürfen sie auch als zuverlässig gelten. Materielle Fehler sind in der Arbeit nicht zu finden; nur auf einige Ungenauigkeiten möchte ich aufmerksam machen: S. 19, A. 18 ist gesagt: „nach dem Marokkoabkommen . . . zwischen England und Frankreich behielt die Caisse . . . nunmehr nur noch das Recht . . ." Es muß heißen: nachdem die übrigen Mächte (zuerst Rußland, dann Italien und Österreich und zuletzt auch Deutschland) den Abmachungen jener beiden über Ägypten zugestimmt hatten... S. 31 „Sudan, an dem Ägypten nur dem Namen nach und was die Ausgaben betrifft, Teil hatte": die Ausgaben Ä.s für den Sudan bestehen in einem Jahreszuschuß von 750000 £E., womit Ä. bekunden will, daß es den Sudan noch immer als sein rechtliches Eigentum betrachtet. Die Bemerkung S. 36, daß auch die Oasen Siwa, Dachle, Charge und Farafra Eisenbahnverbindung hätten, ist dahin einzuschränken, daß nur Charge eine solche besitzt, die oberhalb von Baljane das Niltal verläßt. S. 54, A. 67: „der Herrscher von Ägypten bekam den Titel Chediw 1866, vorher war er Vizekönig". Der Titel Chediw war in Ägypten schon unter Mohammed Ali bekannt, s. Lane, Sitten und Gebräuche I, 114, und vor 1866 war er nicht Vizekönig, sondern wurde von den Europäern so genannt.

Aber an einem Mangel leidet die Arbeit. Da der Verf. seine Arbeit im J. 1924 abgeschlossen hat, brechen seine statistischen Mitteilungen mit diesem Jahre ab, manche sogar schon früher. Nun hat aber Ä.s Wirtschaftsleben gerade seit 1924, wenn auch schon 1922 beginnend, einen beispiellosen Aufschwung genommen, so daß die gelieferten Angaben bei Erscheinen der Arbeit vier Jahre später schon meistens veraltet und nicht mehr zutreffend waren. Das hätte auf dem Titel ausgedrückt werden müssen: „Finanzwesen Ä.s bis 1924." Der Herausgeber hat diesen Mangel gemerkt und „nicht nur in einer Ergänzung einer Anzahl von Tabellen und Anmerkungen, sondern vielfach auch im Text eine Überleitung zu den gegenwärtigen (1928) Verhältnissen zu geben gesucht. Was dabei herausgekommen ist, ist folgendes: Stand der öffentlichen Schuld ist S. 23 gegeben für 1925/26, S. 26f. Staatsbudget für 1921, S. 40 Einnahmen der Post für 1920,

S. 43 Grundsteuer für 1925/26, S. 52 Zolleinkünfte für 1920/21, Einkünfte aus der Rechtspflege S. 58 für 1925/26, die übrigen Einnahmequellen für 1921/22. Ein einheitliches Bild ist also aus solchen Angaben aus verschiedenen Wirtschaftsperioden nicht zu gewinnen. Nun haben weiter durch die sprunghafte Entwicklung der Verhältnisse in den vier letzten Jahren fast alle Zahlen Veränderungen zum Teil sehr erheblicher Art erfahren. Ich gebe dafür nur einige wenige aus den neuesten Quellen beliebig herausgegriffene Beispiele: 1921 betrug die Zivilliste 796700 £ E., 1926/27 893000, das Budget der Volksvertretung 1924/25 218772, 1928 364600, das des Unterrichtsministeriums 1921: 984839, 1926/27: 2675100 £ E. Von den Schulen hatten die Kindergärten 1922 260 Schüler, 1927 597, 1928 1917. An Sekundärschulen bestanden 1922 10, 1927 18, 1928 23. Die Einfuhr betrug 1927 48700000, 1928 52000000, die Ausfuhr 1927 über 48 Mill., 1928 56 Mill. (in beiden kommt Deutschland an vierter, während es 1913 die zweite Stelle erreicht hatte). Aber auch diese Zahlen können sich bald verändern, ob nach oben oder vielleicht nach unten, ist noch nicht abzusehen. Denn der kulturelle Aufschwung Ägyptens beruht ausschließlich auf der Landwirtschaft, zumal dem Baumwollenbau — dessen Ertrag 1927 89 Proz. der gesamten Ausfuhr betrug —, und daß dieser kein absolut sicheres Fundament ist, ist kein Geheimnis. Sehr zu wünschen wäre, daß der Verf. der vorliegenden Arbeit es ermöglichen könnte, sie in einer neuen umfangreicheren Ausgabe bis auf die neueste Zeit fortzuführen. Seine bisherige Leistung ist ein schönes Zeugnis für seine Kompetenz und für das Verständnis, mit dem er sich in die wissenschaftliche deutsche Arbeitsmethode hineingefunden hat.

Kaukasika.

Dirr, Adolf: **Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen.** Mit einer Sprachenkarte. Leipzig: Verlag der Asia Major 1928. (VII, 380 S.) gr. 8°. RM 35 —; geb. 38 —. Bespr. von O. G. v. Wesendonk, Dresden.

Die kaukasischen Sprachen sind mit Vorliebe der Tummelplatz kühner Kombinationen geworden, weil die große Verschiedenheit der vorhandenen Idiome und ihre oft mangelhafte Aufzeichnung die Untersuchungslust der Dilettanten geradezu herausforderte. Man darf freilich nicht vergessen, daß auch die alte Kultursprache der Armenier erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit linguistisch richtig eingeordnet worden ist, und daß die wirkliche Erschließung des Ḫaldischen eben erst unternommen wird. Für das K'art'velische, das eine alte Schriftsprache, die einzige im Kaukasus, aufweist, fehlte es an lexikalischem Material, bis R. Meckelein durch sein Georgisch-deutsches Wörterbuch (Berlin-Leipzig 1928) für das heutige Georgische endlich eine Grundlage schuf, nachdem Bleichsteiner mit einigen Ansätzen hervorgetreten war. Aber die in sprachwissenschaftlicher Hinsicht besonders aufschlußreichen älteren georgischen Quellen harren noch der Ausschöpfung.

Bewegen wir uns beim K'art'velischen aber immerhin noch einigermaßen auf gebahnten Pfaden, so bildete die Behandlung der übrigen Sprachen des Kaukasus einen mehr oder weniger phantastischen Wust, in den nur einige Arbeiten Marrs, Trubetzkojs und besonders A. Dirrs einiges Licht warfen. So war gerade er der gegebene Bearbeiter einer übersichtlichen Darstellung der kaukasischen Sprachen, die er in unverdienter Bescheidenheit eine Einführung in das Studium nennt und die an die Stelle der bisher notgedrungenerweise benutzten Untersuchungen von Erckerts und von Uslar-Schliefners methodologisch Einwandfreies setzt.

A. Dirr geht von der Auffassung aus, daß die Sprachen der K'art'veler, der Abḫasen, Ubyḫen und Tšerkessen sowie der Tšetšenen und Daghestaner trotz aller Verschiedenheiten doch eine einheitliche Masse bilden, die man Iraniern (Persern, Tat, Kurden, Ossen), Armeniern und Turkotataren gegenüber abgrenzen kann. Das läßt sich in gewissem Sinne aufrechterhalten, wenn man sich darüber einig ist, daß die K'art'velvölker erst aus dem nordöstlichen Kleinasien oder, was weniger wahrscheinlich ist, nach C. F. Lehmann-Haupt aus der Gordyene nach dem Kaukasus eingewandert sind. Abasgen und Kerketen, die nordwestliche Gruppe, sind seit dem Altertum in ihren heutigen Sitzen bekannt, während für Daghestān schon die strabonischen Quellen aus der Umgebung des Pompeius eine Vielzahl von Sprachen und Völkern feststellen (Strabon 11, 4, 6). Bis in die medisch-achaemenidische Epoche reichen die iranischen Beziehungen zum Kaukasus. Fast gleichzeitig tauchen dort oder in seiner Nähe Skythen und Haik' auf. Die Gelegenheit zu Sprachenmengungen und zu vielseitigen Beeinflussungen ist also von jeher in reichhaltiger Weise gegeben. So ist es ein ganz besonders schwieriges Unterfangen, aus dem heutigen Sprachbestand linguistische Schlüsse über die Jahrtausende hinweg ziehen zu wollen.

Aber mit vollem Recht hebt Dirr hervor, daß die Einordnung der kaukasischen Sprachen in das Gesamtbild das Ziel der Kaukasiologie

bleiben müsse. Hierzu liefert Dirr in seinem Werk einen Baustein, indem er nach gründlichster Sichtung des Materials — dem Ubyḫischen hat er z. B. in Kleinasien am Sapandja Göl bei Ismid nachgespürt —[1] den gegebenen Bestand zuverlässig und überlegen darstellt. Der Verzicht auf blendende und bestechende Konstruktionen berührt doppelt sympathisch, obwohl Dirr es sich nicht versagt, die Leistungen eines Trombetti, Bork, Schuchardt und Marr zu erwähnen und auch in berechtigtem Umfange anzuerkennen. Denn ganz isoliert stehen die kaukasischen Sprachen nicht da. N. Marr, dessen Übertreibungen und Zuspitzungen seiner Theorie abzulehnen sind, hat zweifellos treffend erkannt, daß das Kaukasische in einen größeren Zusammenhang gehört.

Während sich bislang Beziehungen des K'art'velischen zum Ḫaldischen nicht herstellen lassen, hat M. Tseret'eli Anklänge an sumerische grammatikalische Gebräuche hervorgehoben (IRAS 1913, 783ff.; 1914, 1ff.; 1915, 255ff.; 1916, 1ff.). Auffällig sind manche zu den Basken weisende Züge. Für das Hethitische (Kanisische) mit seiner indogermanisch anmutenden Flexion und seinem jedenfalls in vielen Punkten nichtindogermanischen Wortschatz könnte das K'art'velische Hinweise bieten, indem auch hier dem indogermanischen Typus entsprechende Flexionsweisen neben anderen hergehen. Aber dies ist alles zunächst noch durchaus schwankend und unsicher, eröffnet jedoch Ausblicke.

Bei der von Dirr gebotenen Einteilung der Sprachen läßt manches sich auch anders gestalten (Troubetzkoj bei Meillet-Cohen, Les langues du monde 327ff.; Bull. de la Société de linguistique, Paris, 23, 186; A. Trombetti, Elementi di Glottologia, Bologna 1922, 128). Für das K'art'velische möchte man eine östliche und westliche Gruppe aufstellen und innerhalb des K'art'velischen überhaupt keine selbständigen Sprachen annehmen, auch wenn man den Gegensatz von Dialekten zur Schriftsprache als solcher nicht unterstreichen will. Das Mingrelische kann man vom Imerischen, Gurischen und Adjarischen doch sicher nur als eine Mundart trennen, wobei das Imerische dem Ostgeorgischen am nächsten steht. Am meisten hat sich durch die seit dem 15. Jahrhundert dauernde türkische Oberherrschaft und die alten Berührungen mit dem Griechischen das Lazische abgesondert, aber auch hier ist die gemeinsame k'art'velische Grundlage unverkennbar. Außer Marrs tsanischer (lazischer) Grammatik, Petersburg 1910 (russ.) hat auch Th. Kluge Material für die lazische Sprechweise von Trapezunt geliefert (Göttinger Nachr. 1913, 264ff.). Eine eigenartige Stellung zwischen dem Ost- und Westgeorgischen nimmt das Svanische ein, wobei es zu untersuchen gilt, inwieweit hier bei den Anklängen an die östliche Sprechweise politische und kirchliche Einflüsse mitspielen. Denn das aus dem Sprachgebrauche von K'art'li entwickelte Schriftgeorgisch ist im gesamten k'art'velischen Gebiet von Staat und Geistlichkeit verwendet worden, so z. B. auch in Abḫasien.

Die grammatikalischen Verhältnisse wie der lexikalische Bestand der kaukasischen Sprachen bedürfen noch dringend der Aufklärung. Wohin gehört z. B. ursprünglich das auch im Armenischen (K'ałak') gebrauchte georg. Wort k'alak'i, Stadt, das auch im Ossischen vorkommt: k'alak'? Der Name des mingrelischen Dynastenhauses der Dadiani enthält das georgische Suffix der Zugehörigkeit -ian- und wahrscheinlich den iranischen Stamm avest. dāta-, neupersisch dād, Recht, Gesetz, so daß das Geschlecht ursprünglich wohl den Titel 'Erbrichter' führte. Die Probleme ließen sich ins Ungemessene vermehren.

Ihre Aufwerfung und Beantwortung wird wesentlich erleichtert, nachdem A. Dirrs neuestes Werk vorliegt. Besonders zu loben sind die Übersichtlichkeit der Anordnung und die in mühevollster Kleinarbeit entstandene Umschreibung der zahllosen Lautwerte. Hier hat A. Dirr seine Studien teils an Ort und Stelle getrieben, teils nach Möglichkeit Stammesangehörige herangezogen. Jede Gelegenheit zur Kontrolle ist von ihm ausgenutzt worden. Sehr sorgfältig bearbeitet sind die Indizes. Das Werk setzt der Gelehrsamkeit und der auf einem solchen Gebiet doppelt schwierigen Akribie des Verfassers ein schönes Denkmal und wird sich weit über den engen Kreis der an der eigentlichen Kaukasiologie Interessierten hinaus rasch Freunde erwerben[1].

1) Caucasica 4 und 5.

Macler, F.: Trois conférences sur l'Arménie, faites à l'université de Strasbourg. Paris: Paul Geuthner 1927. (147 S., XXXII Taf.) 8° = Annales du Musée Guimet. Bibliothèque de vulgarisation, tome 46. 30 Fr. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

In diesen drei Vorträgen bietet M. in allgemeinverständlicher Form einen Überblick über Armeniens Vergangenheit und Gegenwart. I. A propos de l'Eglise arménienne (9—47) gibt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der armenischen Kirche, der gleichzeitig

1) Die auf der Karte am Schluß des Buches verzeichneten Mtiuler = georgischen Bergleute gehören nicht nach der Gegend südlich des Mtk'vari, sondern in das Gebiet zwischen Aragva und Ksan.

auch ein Abriß der wesentlichsten Punkte der armenischen Geschichte ist, ganz verständlich bei der außerordentlichen Bedeutung gerade der Kirche für die Armenier; war doch sie das Band, das auch in den trübsten Lagen die nationale Einheit nie vergessen ließ.

II. En marge de l'Eglise arménienne (48—91) behandelt die armenische Volkskunde mit bezeichnenden Hinweisen auf die heidnische Religion (49 ff.), Märchen, Sagen und Legenden (56 ff.); dann erhalten wir eine kurze Übersicht über das armenische Sektenwesen des Altertums und des Mittelalters (80 ff.).

Der dritte Vortrag, Arménie et civilisation (92—112), berührt knapp Landwirtschaft (94 ff.), Handel und Industrie (97 ff.), Musik (101 ff.), Literatur (103 ff.) und Architektur (106 ff.). Besonders letztere erhält eine ausführliche Beigabe in den auf 32 Tafeln verteilten 49 Abbildungen, deren technische Ausführung musterhaft zu nennen ist. Ein Abschnitt (112—140) gibt Erklärungen kunst- und baugeschichtlichen Inhaltes, die eine schöne Ergänzung zu den teilweise ganz prächtigen Bildern darstellen.

Es ist erfreulich, daß M. die Früchte seiner gründlichen Kenntnis der armenischen Sprache und Kultur auch Fernerstehenden vermitteln will. Besonders müssen wir ihm aber, wie so oft, auch hier dafür danken, daß er uns mit der armenischen Kunst vertraut macht.

Indologie, Malaia.

Rhys Davids, Mrs.: **Gotama the Man.** London: Luzac & Co. 1928. (302 S.) kl. 8°. Bespr. von Hermann Beckh, Stuttgart.

„Buddha als Mensch" ist ein Problem, das die indischen Buddhisten, die Inder überhaupt, so noch nicht hatten, nicht haben konnten. Es gibt innerhalb des Buddhismus Richtungen, in denen sich die menschliche Gestalt des Buddha vollkommen verflüchtigt, der Buddhismus selbst in eine abstrakte Geistigkeit, eine reine Begriffssphäre sich auflöst. Den alten Buddhisten, die uns Texte wie das Mahāparinibbānasuttam geschenkt haben, lag dieses noch fern. Daß uns auch vom Menschlichen des Buddha noch etwas wie ein leiser Hauch daraus entgegenweht, läßt uns dieses Sutra so intim ansprechend, läßt es als ein wirkliches Menschheitsdokument uns erscheinen. Etwas vom Geistigen des Buddha selbst, wie es noch lebte in der Erinnerung der ihm persönlich verbundenen Jünger, scheint, wenn auch nur auf Umwegen der Tradition, daraus zu sprechen. Aber es ist eben nur wie ein leises Anklingen. Fern lag den Indern, die so vieles über geistige Dinge und Weltenzusammenhänge zu sagen wußten, im allgemeinen noch das Problem Mensch. In die eigentlichen Tiefen der Menschenseele, in das wirklich Individuelle des Menschenwesens zu schauen, war ihnen noch nicht gegeben. Es war damals noch nicht „an der Zeit". Darum hatten die Inder auch keinen Sinn für Biographie. Auch eine „Lebensbeschreibung des Buddha" (einer bestimmten Lebensspanne wenigstens, eigentlich also: „Lebensbeschreibung des Bodhisattva", Geschichte seines Buddhawerdens), wie sie in Lalitavistara, Nidānakathā und anderen indischen Texten sich findet, ist nicht dasjenige, was wir heute unter einer Biographie verstehen. Sie hat es mit dem im wesentlichen für jeden Buddha typischen geistig-übersinnlichen Erleben, nicht mit dem Individuell-Menschlichen und Irdisch-Menschlichen des Buddha zu tun.

Dieses Individuell-Menschliche in allerstärkstem Maße als Problem zu haben und zu empfinden, blieb unserem heutigen — vielleicht dürfen wir, wenn das Wort nur nicht traditionell-dogmatisch verstanden wird, sagen: unserem heutigen christlichen — Zeitalter vorbehalten. Der Mensch, das Suchen des Individuell-Menschlichen, ist ihm, wenigstens bei den in einem edleren, in einem geistigen Sinne Suchenden, das Entscheidend-Wichtige geworden. Da ist es wirklich von einer gewissen zeitgeschichtlichen Bedeutung, wenn von der im Leben ihm verbundenen gelehrten und feinsinnigen Mitarbeiterin des um die Sammlung der Texte, um die Erkenntnis des Buddhawortes und der ganzen indisch-buddhistischen Welt verdientesten Forschers, wenn aus der Arbeitsstätte desjenigen Forscherpaares, das sein ganzes Leben in den Dienst der Buddhaphilologie und Paliforschung gestellt hat, wenn von Mrs. Rhys Davids ein Buch erscheint, das mit einer so starken, mit allen herkömmlichen philologischen Schemen brechenden Eigenart das Rein-Menschliche in Buddha, in seinen Lebensschicksalen und Lebensbegegnungen, in seiner ganzen geistigen Verkündigung hinzustellen sucht. Nicht, als ob das Buch dem, was von einer auch philologisch ernst zu nehmenden Arbeit mit Recht gefordert wird, irgend etwas schuldig bliebe. Im Gegenteil, gerade dieses Buch spricht von einer sehr genauen Kenntnis des ganzen reichen Tatsachenmaterials, sowohl da, wo die indisch-buddhistische, wie auch da, wo die abendländisch-wissenschaftliche Tradition in Frage kommt. Wo immer die Verfasserin über eine der beiden Traditionen sich hinwegsetzt, tut sie es vollbewußt. Mit Geschick ist eine Form gewählt, die die Tradition als solche gerade in diesen Fällen stets in exakter Weise erkennen läßt. Das Eigenartige des Buches besteht darin, daß in ihm

Buddha selbst, und zwar in der Sprechweise und mit dem Empfindungsausdruck eines heutigen abendländischen Menschen, zu uns darüber spricht, was ihn bei seinem ganzen Leben und geistigen Wirken, bei der Erfüllung seiner ganzen Menschheitsaufgabe in der Tiefe seines geistigen Menschenwesens innerlich bewegte und was die wirkliche Wahrheit dieses Lebens und Wirkens war.

Die Art, wie Buddha hier spricht, mag als „schöpferische Phantasie", der Inhalt dessen, was er spricht, aber will im Tatsachensinne ernst genommen werden. Nicht darauf, ob es der Verfasserin geglückt ist, schon heute in allen Einzelfragen eine die letzten Tiefen beleuchtende, die letzte Wahrheit aufdeckende Antwort zu finden, kann es und soll es bei dieser Besprechung ankommen. Manches Tatsächliche in Buddhas Wesen und Verkündigung mag anders gesehen, manches in der Aussprache der Empfindungen als zu einseitig-gefühlsmäßig, zu wenig der überpersönlich-geistigen Art des großen indischen Lehrers Rechnung tragend empfunden werden. Doch scheint es dem Verfasser dieser Besprechung gegenüber dem hier vor uns liegenden edel stilisierten, den Stempel einer vornehmen und menschlich tief empfindenden Frauenseele tragenden Buche vor allem darauf anzukommen, sich einmal ganz für dasjenige aufzuschließen, was wirklich wie ein neues Menschentum und eine den Menschen suchende neue schöpferische Problemstellung aus ihm spricht, was um so tiefer gewertet zu werden verdient, als es nicht in einer heute da und dort sich breit machenden Art auftritt, die sich gegen allen ernsten Forscherfleiß, alles gediegene wissenschaftliche Arbeiten geringschätzig zeigt, sondern sich mit dem ganzen Kenntnisreichtum des gediegenen Forschers verbindet, der auf seinem Gebiete voll und ganz zu Hause ist, der nur eben beim bloßen Sammeln wissenschaftlichen Materials nicht stehenbleiben kann und will, sondern eine ihn in die, heute für viele Fachgenossen noch unter der „Schwelle" liegenden Tiefen des Menschenwesens führende Verarbeitung dieses Materials als Schicksal empfindet. Eine wirklich schöpferische Umwertung bestehender Werte spricht aus dem Buche, das mit dem, was es bringt, sicherlich noch keinen Abschluß, sondern nur eben einen Anfang bedeutet, einen Anfang aber, der, richtig beachtet, die heutige Erkenntnis auf vielen Gebieten weiterbringen wird. Ein Stück Schicksal der wissenschaftlichen Forschung überhaupt liegt in solchen Büchern. Darum möchte man ihnen wünschen, daß, wenn sie auch heute noch nicht überall verstanden und gewürdigt werden können, sie doch in einer nicht mehr allzufernen Zukunft eine immer größere Zahl verstehender Leser finden werden, wie die Verfasserin selbst es wünscht und mit Worten Buddhas ausspricht: aññātāro bhavissanti . . .

Ruben, Walter: Die Nyāyasūtra's. Text, Übersetzung, Erläuterung und Glossar. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft; in Komm. bei F. A. Brockhaus 1928. (XVIII, 269 S.) gr. 8°. = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, hrsg. von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. XVIII, 2. RM 15 —. Bespr. v. Th. Stcherbatsky, Leningrad.

Das Nyāya-Vaiśeṣika genannte indische philosophische System ist eine extrem realistische Lehre. Nicht nur sind Universalia als objektiv real anerkannt, sondern auch deren Inhärenz oder Verbindung mit den res particulares ist hypostasiert und als eine wahrnehmbare Realität (*padārtha*), gleichsam ein Band, welches das ens particulare mit dem ens universale verbindet, angenommen. Zu diesem Hyper-realismus ist das System wahrscheinlich nicht auf einmal gekommen. Es hat mit einem naiven Realismus angefangen, und als derselbe durch die Sānkhya-Schule und später durch die Buddhisten angegriffen wurde, sahen sich die Realisten gezwungen, entweder ihren Realismus ganz aufzugeben oder bis in die extremen, ganz absurden, jedoch logisch unabwendbaren Konsequenzen zu gehen. Die indischen Realisten haben den letzteren Weg eingeschlagen und ihren Standpunkt mit merkwürdiger Hartnäckigkeit Jahrtausende lang mit den spitzfindigsten Argumenten verteidigt. Darin liegt vielleicht die bleibende Lehre der Geschichte der indischen Philosophie, daß sie den Realismus sowie auch, in einer entgegengesetzten Schule, den idealistischen Illusionismus bis auf die äußerste Spitze getrieben hat. Eine Versöhnung beider Richtungen bietet uns die indische Philosophie in einer Lehre des späteren Buddhismus, die als kritischer Idealismus bezeichnet werden darf und auf diese Weise gewissermaßen eine Analogie zur abendländischen Entwicklung darstellt.

Das Werk von R. ist dem ältesten Denkmal des Nyāya-Systems gewidmet und strebt an, dessen in tiefes Dunkel gehüllte Frühgeschichte aufzuklären. Es besteht aus einer kurzen Einleitung (pp. XIV—XVII), in welcher das Alter des Denkmals besprochen und auch die zu befolgende Methode der Untersuchung gekennzeichnet wird. Es folgt eine wörtliche Übersetzung des Textes mit zahlreichen Noten, die den Sinn durch Parallelstellen zu beleuchten bestimmt sind. Es fehlt an jeder zusammenfassenden Darstellung des Systems, was die

Übersicht erschwert. Seine Methode bezeichnet der Verf. als eine „rein" philologische (p. XVIII). Da aber textkritische und grammatische Fragen wenig in Betracht kommen, so soll das, nach seiner Erklärung (p. XVII), einfach bedeuten, daß die Interpretationen einheimischer Kommentatoren mit kritischem Auge, um nicht zu sagen mit Mißtrauen, betrachtet werden. Die Methode ist auch (p. VII) als eine „europäische" gekennzeichnet[1], weil der Text schon mehrmals durch Inder, anscheinend zur vollständigen Befriedigung des Verfs., übersetzt worden ist, aber die erwähnte kritische Arbeit dabei unterblieben war. Die Arbeit R.'s könnte daher den Nebentitel führen: Untersuchung über das Verhältnis der Nyāya-sūtras zu deren ältestem Kommentar. Das übersetzte Denkmal selbst besteht aber aus kurzen, aphoristisch gehaltenen Aussprüchen, deren Sinn ohne Kommentar durchaus dunkel bleibt. Sie waren nicht als eine Darstellung des Systems gemeint, sondern als mnemonische Formeln, deren Sinn vom Lehrer in mündlicher Überlieferung auszufüllen war. Für das 4.—5. Jahrhundert n. Chr. ist diese Überlieferung von Vātsyāyana in einem fortlaufenden Kommentar festgelegt.

Es ist schon früher durch Prof. H. Jacobi[2] die Bemerkung gemacht worden, daß zwischen den Aphorismen und dem Kommentar ein geraumer Zeitunterschied liegen muß, weil in einzelnen Fällen der Kommentar selbst im Zweifel über den richtigen Sinn der Aphorismen ist und eine Auswahl verschiedener Interpretationen bietet. Nach R. ist die Kluft zwischen beiden Texten eine größere und muß auf eine andere Weise erklärt werden. Vātsyāyana hätte nämlich seine eigene Philosophie gehabt, die er in den Text der Aphorismen gewaltsam hineinzudeuten bemüht war (p. XVII). Worin diese Philosophie bestand und worin sie sich vom ursprünglichen System unterschieden hat, um den Namen einer „Philosophie" zu verdienen, bleibt unklar, denn, wie gesagt, fehlt es im Werke R.s an jeder synthetischen Darstellung sowohl der einen als auch der anderen Philosophie. Der Leser muß sich selbst ein Bild von beiden Systemen mittels einer langen Wanderung durch ein Labyrinth zahlreicher, zerstreuter, im lakonisch-sachlichen Stil gehaltener Noten zusammenstellen. Für meine Person muß ich gestehen, daß diese Wanderung, an sich zwar sehr lehrreich, aber für den angegebenen Zweck ergebnislos verlaufen ist. Ich finde von diesem vermeintlichen Unterschiede nichts über das hinaus, was Prof. H. Jacobi festgestellt hat, nämlich, daß in einigen äußerst seltenen Fällen der Sinn des Urtextes auch für den Kommentator dunkel bleibt. Im Aphorism Ib 9 wird z. B. ein Scheingrund erwähnt, der als „zeitverstrichen" (*kālātīta*) erklärt wird. Der Kommentator erwähnt zwei Interpretationen, von denen er die eine verwirft, die aber für R. die wahrscheinlichere ist (An. 97). Er scheint auf diesen Fall viel Gewicht zu legen, denn p. XVII nimmt er auf ihn Bezug als einen der drei Hauptgründe für die Annahme einer besonderen „Philosophie" Vātsyāyana's. Der zweite Fall (An. 194) betrifft die Theorie der Realisten, daß die Gesicht- und Gehör-Sinne nur mittels einer Berührung der Objekte funktionieren können, während die Buddhisten und das Sānkhya-System eine Wirkung auf Entfernung annehmen. Nach dem Kommentar ist hier (IIIa 28—29) der Gegner ein Sānkhya, nach R. ist es ein Buddhist, nach Vācaspatimiśra sind es beide. Der letztere dürfte wohl recht haben. Sicherheit zu gewinnen ist hier kaum möglich. Der dritte Fall (An. 248) verdient eingehender besprochen zu werden. R. beschuldigt den Kommentator, bei der Interpretation der Aphorismen IVa 14—18 den Sinn der Debatte „umgedreht" zu haben. Der Satz, daß „alles Seiende aus einem Nicht-Seienden entsteht", ist nach dem Kommentar eine buddhistische Lehre, die im folgenden bekämpft wird. Nach R. erscheint der Satz hier als ein Lehrsatz des Nyāya, der im folgenden gegen den Buddhisten verteidigt wird. Aber trotz des Streites und dessen „Umdrehung" sind, nach der Darstellung R.'s (p. 101), hier Realisten und Buddhisten innerlich einig (?), denn beide behaupten, daß „alles Seiende aus Nichtseiendem (*abhāvāt*, d. h. aus Nichts) entsteht". Der Kommentator wollte aber eine mögliche Identification beider Systeme vermeiden (An. 248), und darum soll er diese kompromittierende Theorie lieber dem Gegner in den Schoß geworfen haben (?!). Das ist aber keineswegs der Fall. Es handelt sich um Kausalitätstheorien. Die Buddhisten nehmen keine beharrende Substanz, keine causa materialis, keine Materie an. Die scheinbar beharrenden Dinge sind eigentlich Ketten von Momenterscheinungen, welche nur durch die Synthese des Denkens zu relativ andauernden Dingen gestempelt werden. Jedes nachfolgende Moment erscheint nicht früher, als bis das vorhergehende, total verschwunden ist, verschwunden ohne jeden Rest (*niranvaya-vinaśta*). Die Folge erscheint gleichsam aus einem Nichts. Diese Theorie wird (von den Gegnern) Nihilismus, die Theorie des Nichts (*asat-khyāti*) genannt. Nach den Realisten aber gibt es beharrende Substanzen, welche die causa materialis der Dinge immer ausmachen. Dennoch ist jedes Ding gegenüber seiner causa materialis ein neues Gebilde, ein neues Ganze, eine neue Realität, die vorher noch nicht da war. Diese Theorie wird „Schöpfungs-Theorie" (*ārambha-vāda*) genannt oder auch *asat-kārya-vāda*, d. h. eine Theorie, welche die Präexistenz des neuen Ganzen in seiner causa materialis, aber nicht die causa materialis selbst, leugnet. Es ist ein Grundprinzip des indischen Realismus, daß die Atome, aus denen die Materie besteht, ewig sind, und daß die Natur die schöpferische Kraft besitzt, fortwährend aus ihnen neue, früher nicht dagewesene Sachen (*asat-kārya*) zu erzeugen. Es ist daher nicht richtig, daß die Realisten und die Buddhisten dieselbe Kausalitätstheorie hatten und daß Vātsyāyana den an sich wenig wahrscheinlichen Schritt gemacht haben sollte, seine eigene Theorie dem Gegner zuzuschreiben und sie dann noch zu bekämpfen! Er hat dagegen ganz richtig den Aphorism IVa 14 als eine gegnerische, buddhistische An-

1) R. scheint übersehen zu haben, daß der Inder Haraprasād Śāstri, Journal ASB 1905, vol. I Nr. 10, das Entstehen der NS's kritisch behandelt hat. Seine Annahme, daß das V. Buch ursprünglich ein selbständiges Werk war, besitzt einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Große Bedeutung für die Geschichte der Nyāyasūtras hat Vasubandhu's Tarkaśāstra, wie es A. Vostrikoff und B. Vassilieff in einem Vortrage im hiesigen Institut zur Kunde des Buddhismus (erscheint demnächst) nachgewiesen haben.

2) *Die indische Logik* in den Nachrichten der G. G. W., aus d. Jahr 1901, p. 477.

sicht erkannt und nichts weniger getan, als den „Sinn der Debatte umzudrehen“[1]. Vielmehr sind an sich die beiden Kausalitätstheorien, wie überhaupt die beiden Systeme, kontradiktorisch entgegengesetzt.

Außer diesen drei Hauptgründen scheint R. großes Gewicht auf den Umstand zu legen, daß die Aphorismen nur 5 Sinne bzw. Sinnesorgane aufzählen, während der Kommentator deren 6 annimmt. Wenn man aber bedenkt, daß beide Quellen 5 äußere Sinne und einen (den sechsten) inneren Sinn annehmen, und daß das, worauf es eben ankommt, nämlich die Funktion des letzteren als eines Vermittlers zwischen den Sinnen und der Seele, im Einklang beschrieben werden, so schrumpft dieser scheinbare Unterschied auf eine Verschiedenheit der Ausdrucksweise zusammen, hinter der sich kaum etwas Sachliches birgt[2].

Einen weiteren Unterschied glaubt R. darin gefunden zu haben, daß der Autor der Aphorismen ein viel größerer Pessimist sein soll als sein Kommentator. Der letztere nimmt im Leben eine Abwechslung von Lust und Leid an, während der erste sogar die einfache Existenz „durch das Selbstgefühl erkennbarer Lustgefühle“ leugnet (An. 270). Das ist offenbar ein Mißverständnis. Das faktische Vorhandensein von Lustgefühlen im Erdenleben haben weder die Buddhisten, noch die Sānkhyas, noch der Autor der Aphorismen geleugnet, wie aus Aphorism Ia 10 deutlich zu sehen ist. Das ganze Leben ist ja nach indischer Vorstellung ein Erreichen des Erwünschten und des Meidens des Unerwünschten (*heya-hānam upādeya-upādānam*). Von einem anderen Standpunkte aus ist aber Nirvāṇa oder Ewigkeit das einzige erwünschte Ziel, und dann sinkt das gesamte Erdenleben zu einem unerwünschten Zustande herab. Der Terminus duḥkha hat zwei ganz verschiedene Bedeutungen, entweder ist es Leidgefühl (*duḥkha-vedanā*), und dann sind die Lustgefühle eben so real wie die Leidgefühle, oder es ist der Satz vom Leiden (*duḥkha-satya*), dann ist aber mit Ausnahme von Nirvāṇa alles nur Leiden, *duḥkha* ist dann = *pañca-upādāna-skandhāḥ*[3]. Diese Ansicht wird nicht nur vom Autor der Aphorismen und dessen Kommentator, sondern auch von allen Buddhisten und Brahmanen, mit der einzigen Ausnahme der krassesten Materialisten und Epikuräer, geteilt. Die Existenz in unserem Leben von „durch Selbstgefühl erkennbaren Lustgefühlen“ hat gewiß noch kein Philosoph je geleugnet. Daß aber diese Gefühle nicht viel wert sind, hat mehr oder weniger die Mehrzahl der Philosophen behauptet. Durch den Wunsch, um jeden Preis Differenzen zwischen den Aphorismen und dem Kommentar aufzufinden, ist R. hier offenbar zur Aufstellung dieses Unterschiedes verleitet worden.

Die Übersetzung ist eine genaue und wörtliche. Sie konnte auch keine andere sein, da der Verf. das Gelübde der „reinen“ Philologie abgelegt hat. Die kurzen Sätze und der spärliche Wortschatz der Aphorismen bieten aber keine besondere Schwierigkeit für den Philologen. Ihre Bedeutung liegt vielmehr im Sinn, und um den zu verstehen, ist es unumgänglich, etwas tiefer in die Materie einzudringen, als die Worte allein dazu Anlaß geben würden. Der Verf. tut es in den Noten. Die wörtliche Übersetzung bietet dabei nicht nur keine Hilfe, sondern ist manchmal eher ein Hindernis für das Verständnis.

Die Definition der sinnlichen Wahrnehmung Ia4 z. B. — dieses Hauptstück aller indischen Systeme — lautet in R.s Wiedergabe so, als ob es eine Erkenntnis wäre, die sicher sein soll und zu gleicher Zeit nicht in Worte zu fassen ist. Das ist schwer zu verstehen, denn es spricht ein Empirist, für den die Erfahrung die Hauptquelle aller Erkenntnis ist. Nach den Kommentaren soll aber der Text den folgenden Sinn in sich bergen: „Sinnliche Wahrnehmung ist eine Erkenntnis, die aus einem Kontakt zwischen den Sinnen und dem Objekt hervorgeht, sie ist (entweder) eine unaussprechbare richtige (Empfindung, oder) sie enthält ein richtiges (Wahrnehmungs)-Urteil“[1]. Somit hätten wir in den Aphorismen schon die beiden Abarten der sinnlichen Erkenntnis — die unbestimmte und die bestimmte —, von denen zu sprechen die indischen Philosophen nie ermüden. Das ist um so wahrscheinlicher, als wir sie beide schon im ältesten Buddhismus antreffen, wo sie im Gewande von *vijñāna-skandha* und *samjñā-skandha* erscheinen.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daß wir die Hoffnung R.'s, daß die von ihm befolgte Methode der „reinen“ Philologie den alten Nyāya „in seiner Klarheit, Übersichtlichkeit und Durchdachtheit“ deutlich machen werde, nicht teilen können. Der Leser verliert sich vielmehr in einzelnen Noten und erkennt nur hier und da losgelöste Züge, die er nicht zu verbinden vermag. Hätte R. die Methode einer synthetischen Darstellung des Systems aus seinen Grundgedanken befolgt, wobei alle seine wertvollen Beobachtungen ihren Platz gefunden hätten, so würde sich die Unhaltbarkeit der Hypothese einer besonderen Philosophie Vātsyāyanas von selbst ergeben haben.

Wenn wir aber den Versuch R.'s, im ältesten Nyāya zwei verschiedene Philosophien zu finden, für mißlungen erachten, ändert es nichts an dem hohen Wert, den seine Arbeit für das Studium des Nyāya immer haben wird. Er hat in den Noten zur Übersetzung ein gewaltiges Material aus den schwierigsten Quellen zusammengestellt. Für jeden künftigen Forscher wird diese verdienstvolle Arbeit von großem Nutzen sein.

1) Natürlich ist dem Sānkhya gegenüber die buddhistische Theorie, worauf die von R. angeführten Quellen deuten, auch als ein *asat-kāryavāda* zu bezeichnen, denn sie negiert den *sat-kārya-vāda* der Sānkhya. Aber die Buddhisten negieren nicht nur das, sondern auch die ewigen Atome der Realisten. Sie sind nicht nur *asat-kārya-vādinaḥ*, sondern auch *asat-khyāti-vādinaḥ*, welcher letztere Begriff in seiner Negation viel umfassender ist als der erstere.

2) Obwohl die Buddhisten 6 *indriyas* annehmen, ist es wohl verstanden, daß der sechste gar kein *indriya* ist, sondern das reine Denken (*manas* = *vijñānam*) darstellt. Der Symmetrie halber erscheint es aber im System der *āyatanas* an der Stelle eines sechsten *indriya*, v. Abhidh. Koša, I. 10. 17. Bei den Realisten, sofern das Denken in die Seele verlegt wird, bleibt dem *manas* die Rolle des Vermittlers übrig, aber dieselbe in beiden Texten.

3) Im ersten Fall ist *duḥkha* nur ein Drittel eines einzigen, des zweiten, *skandha*, im zweiten Fall umfaßt es alle fünf skandhas, vgl. Abhidh. Koša, I. 8.

1) *vyavasāya* bedeutet nicht „unmittelbar sicher“, sondern im Gegenteil, es bedeutet endgültige Sicherheit oder Urteil.

Gurner, C. W.: A Century of Passion, being a rendering into English verse of the „Śṛiṅgāraśaṭakam" of the Sanscrit poet Bhartrihari. Calcutta and Simla: Thacker, Spink & Co. 1927. (V, 42 S.) kl. 8°. Rs. 3. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

G. schickt seiner Übertragung eine knappe, sympathische Einleitung vorauf über das Wenige, was von Bhartrihari als Überlieferung im Schwange ist, über die Eigenart sog. indischer ‚Liebeslyrik' im Gegensatz zu westlicher, und über die unnachahmlichen stilistischen Werte des Originals. Er weiß selbst, daß Übersetzung hier nicht viel mehr als einen Schattenriß des farbensatten, formschwellenden Originals zu vermitteln vermag, wofern sie nicht wie P. v. Bohlens lateinische Wiedergabe in andächtiger Interlinearversion zugunsten ideal-vollständiger Bestandswiedergabe auf Rhythmisierung und rhetorische Pointierung — auf den wesenhaften Schein poetischer Gebärde überhaupt — verzichtet. Metrisch getreue Wiedergabe kommt nicht in Frage, aber auch die satte Nüance des Worts, die Konzentration des Gehalts auf kleinsten Raum ist technisch so schwer zu erreichen, wie das Wunder des Klanges. Was möglich bleibt ist Nachzeichnung des Umrisses an Situation und Gedanken, die sich liebevoll bescheidet. Diese Gesinnung ist hier am Werk und führt im Einzelnen zu glücklichen Nachbildungen wie zu Verlusten an Gehalt, zu Opfern an Nähe zum Original, in denen sich die Grenze der nachbildenden Begabung bekundet. Neben ungewollter Verdünnung der Originalsubstanz auch die Absicht zu ihrer Abdämpfung, wo sie über weitgezogene Grenzen englischen Geschmacks hinausliegt (S. 12 „but at times the Sanskrit poets do go further in particularising the bodily attractiveness of womankind, and the physical manifestations of acute passion, than is possible of translation"). Es ist leider kaum zu erhoffen, daß für indische Dichtung in Fällen, wie Bhartrihari, wo die Sprache noch nicht höchstes Selbstbewußtsein, letzte Meisterschaft ihrer Mittel und Formen erreicht hat (wie bei den größten Kunstdichtern), wo sprachlich kongeniale Nachbildung bei poetischer Neuschöpfung als Fata Morgana eines glücklichen Grenzfalls am Horizonte steht, — eine westliche Begabung von so enormen Sprachgefühl und so dämonischer Besessenheit oder Selbstzucht, wie sie in Rudolf Borchardts Eindeutschungen Dantes und Swinburnes am Werke ist, erstehe und dem exotischen Gewächs in unserem Boden wahres Heimatrecht schaffe. Darum haben solche Versuche unvergängliche Ausdrucksformen indischen Form- und Lebensgefühls denen nahe zu bringen, die von der Wirkung des Originals ausgeschlossen sind, ein vorläufiges Daseinsrecht, zumal wenn sie, wie G. feststellt, eine erste Wiedergabe auf Englisch sind (nach Tawneys Übertragungen des Nīti- und Vairāgyaśataka Calcutta 1877). — G.s Bemerkung, die drei Zenturien umspannen den Bereich des trivarga: dharma, artha, kāma, ist beiläufig dahin richtig zu stellen, daß sie von mokṣa, artha, kāma handeln.

Johnson, Francis: Hitopadeśa. The Book of wholesome Counsel. A Translation from the Original Sanskrit. Revised and in Part re-written with an Introduction by Lionel D. Barnett. With a Frontispiece by Cynthia Kent. London: Chapman & Hall 1928. (XIX, 202 S.) gr. 8° = The Treasure House of Eastern Story under the Editorship of Sir E. Denison Ross. 21 sh. Angezeigt von Friedrich Weller, Leipzig.

Die vorliegende Übersetzung des Hitopadeśa stellt den ersten Band einer neuen Sammlung orientalischer Erzählungen dar, welche von Sir Denison Ross in englischer Sprache herausgegeben wird. Barnett hat seiner Arbeit Johnsons Textausgabe zugrunde gelegt, wie sie 1847 in London erschienen ist, nur an wenigen, im einzelnen namhaft gemachten Stellen weicht er von Johnsons Texte ab. Da wir keine kritische Textausgabe des Hitopadeśa besitzen, so würde der Wissenschaftler es doch gerne mit einem Worte begründet sehen, warum gerade dieser Text gewählt wurde, denn im einzelnen weichen die verschiedenen Ausgaben doch ziemlich weitgehend voneinander ab. Vermutlich hatte Barnett eine gebundene Marschroute, so daß ihm nichts weiter übrig blieb, als Johnsons Übersetzung einer durchlaufenden Nachprüfung zu unterziehen. Das ist geschehen und, wie das nach achtzig Jahren gar nicht anders zu erwarten steht, weicht bisweilen Barnetts Textdeutung von der seines Vorgängers beträchtlich ab. Barnetts Übersetzung — sie ist durchweg in Prosa geschrieben — ist verläßlich und besonnen, mir sind nur ganze Kleinigkeiten aufgestoßen, an denen seine Auffassung des Textes unbedeutend zu ändern sein wird. Es genügt vollauf, das Wesen dieser Dinge durch das eine oder andere Beispiel aufzuhellen.

So will es mich bedünken, daß Johnsons Auffassung des Verses 5 der Prastavanā deshalb geändert werden darf, weil sie das *api* hinter *nīcagā* außer Betracht läßt. Barnett-Johnsons Wiedergabe lautet: „As a descending river brings one to join the ocean, so does knowledge bring a man into association with a monarch difficult of access . . ." Ich möchte vorschlagen zu übersetzen: Hats auch ein Mensch nur niederer Herkunft, ist Wissen einzig der Strom, der wie mit einem Meere einen Mann mit dem Fürsten verbindet, an den es schwer ist heranzukommen . . .

Ich möchte glauben, daß *nīcagā* auch aus sachlichen Erwägungen heraus nicht mit *sarit* verbunden werden kann, weil dabei im Vergleich der Fluß, welcher niederwärts führt und das Wissen, welches emporbringt, einander widerstreiten.

Oder Mitralābha, Vers 56 Johnsonscher Zählung:

bhakṣyabhakṣakayoḥ prītirvipattereva kāraṇam
śṛgālātpāśabaddho 'sau mṛgaḥ kākena rakṣitaḥ.

Barnett übersetzt: „A Deer caught in a snare through a Jackal was rescued by a Crow." Es ist klar, daß diese Auffassung versehentlich unter dem Einfluß der Johnsonschen Wiedergabe stehen geblieben ist, wo es heißt: „A Deer *which had been* caught in a snare through *the artifice of* a Jackal, was rescued by a Crow." Es ist gewiß zu übersetzen: die Gazelle, die sich in der Schlinge gefangen hatte, errettete die Krähe vor dem Schakal, denn S. 16, Zeile 399 des Johnsonschen Textes steht ja: *kṣetrapatinā ... pāśāstatra niyojitāḥ.*

Ein ähnlicher Fall, wo die alte Übersetzung eine kleine Rache an Barnett für die Neubearbeitung genommen hat, dürfte im 103. Verse des Suhṛdbheda zu erkennen sein. Der Vers lautet bei Johnson:

niyogyarthagrahopāyo rājñāṃ nityaparīkṣaṇaṃ
pratipattipradānaṃ ca tathā karmaviparyayaḥ

(Ausgabe Peterson II 94). Johnson übersetzte: „*The safety* of kings *requires* the expedient of confiscating the wealth of those in office: constant inspection; gift of preferment, and change of office." Dafür bietet Barnett S. 89: „The constant inspection of kings, granting of preferments, and changes of employment are means for them to seize their officer's wealth." Hätte Barnett nicht die immer leidige Aufgabe gehabt, eine alte Übersetzung neu zu bearbeiten, so wäre ihm gewiß diese Auffassung des Textes nicht in den Sinn gekommen, er hätte sicher die Textstelle auch folgendermaßen aufgefaßt: Ein Mittel dagegen, daß die Beamten sich an deren Gelde vergreifen ist die dauernde Überwachung von seiten der Könige usw. Abgesehen davon, daß man nicht recht erkennt, wie die Überwachung eines Beamten einem König den Besitz des Bespitzelten verschaffen kann, bleibt es schwierig zu erklären, wie der König einem Beamten Ehren (pratipatti) und Geschenke (pradāna), die doch unzweifelhaft mittelbar oder unmittelbar Geldeswert darstellen, zu dem Zwecke geben soll, sich des Besitzes eben des Beschenkten zu bemächtigen.

Hier und da würde der Wissenschaftler gerne eine nähere Begründung einer gewählten Übersetzung sehen. Ich denke dabei beispielsweise daran, daß *āṭavika* im Anschluß an Johnson (Übersetzung III, 79, S. 86) mit Pionier wiedergegeben wird, oder, einen anderen Fall herauszugreifen, an die Ausdeutung des schwierigen *pratiskandha* im 128. Verse des vierten Buches. Abweichend von Johnson faßt Barnett den Ausdruck als „by instalments".

Wenn aber dergleichen Dinge des einzelnen nicht erhärtet werden, so liegt das in der Absicht des Buches begründet. Wendet es sich doch zunächst nicht an den Indologen, sondern an den großen Kreis derer, die an morgenländischen Erzählungen ihre Freude haben. Das erhellt aus der Art der sachlichen Anmerkungen, welche dem Buche beigegeben sind. Aus dem Zwecke des Buches ergibt es sich auch, daß Barnett sich an Stellen, die verschiedene Auffassung zulassen und verschieden übersetzt wurden, für eine Auffassung entscheidet, ohne sie zu begründen oder gegen andere abzuwägen. Barnett sind diese Stellen natürlich auch bekannt.

Auch die Einleitung zu dem Buche ist auf den Zweck abgestimmt. Barnett behandelt hier ohne wissenschaftliches Beiwerk in großen Zügen die Entwicklung der erzählenden Literatur und die Stellung, welche der Hitopadeśa in ihr einnimmt. Es ist dabei unvermeidlich, daß eine Frage da manchmal etwas kurz entschlossen gelöst werden muß, so wenn z. B. auf S. VIII das Aufkommen jinistischer, buddhistischer und modern hinduistischer Glaubensformen aus der ahiṃsā-Lehre abgeleitet wird.

Doch sind dies alles Kleinigkeiten, die vom Ganzen und vom Zweck aus betrachtet nicht viel besagen wollen, eine Neubearbeitung älterer Übersetzungen wird immer eine undankbarere Aufgabe bleiben als eine Neuübersetzung, weil der Bearbeiter viel mehr gebunden bleibt. Man kann nach dem ersten Bande der Sammlung nur einen gedeihlichen Fortgang wünschen.

Mukerjee, Subodh Chandra: **Le Rasa.** Essay sur l'Esthétique Indienne. Paris: Félix Alcan 1926. (VIII, 128 S.) 8°. 15 Fr. Bespr. von Hermann Weller, Ellwangen.

Der Rasa, das lustbetonte Stimmungserlebnis im Theater oder bei dem Genuß einer Dichtung überhaupt, spielt in der Sanskrit-Poesie und der zu ihr gehörenden Poetik eine so hervorragende Rolle, daß es durchaus zu billigen ist, wenn Mukerjee seine Ausführungen über die indische Ästhetik an die Untersuchung dieses Begriffes knüpft. Die flott und klar, in gutem Französisch geschriebene Abhandlung gibt, vom Leichteren zum Schwereren aufsteigend, unter Heranziehung zahlreicher Beispiele eine ausführliche Darstellung der Rasa-Lehre, ihrer verschiedenen Ausprägungen und der geschichtlichen Entwicklung. In dem an feinen Beobachtungen reichen Schlußkapitel vergleicht der Verfasser, was moderne Psychologen wie Herbart, Ribot, Frappa u. a. über Gefühle und Stimmung gesagt haben, und stellt die richtigen Erkenntnisse der Sanskrit-Poetiker, aber auch ihre Schwächen heraus. Mit einer einzigen Ausnahme sind Abschweifungen in das Gebiet der indischen Philosophie grundsätzlich vermieden. In der Einleitung dankt der Verfasser seinem Lehrer Sylvain Lévi und anderen für wertvolle Anregungen. Die umfangreiche Literaturangabe läßt auf gründliche Vorstudien schließen.

Der etwas hoch klingende Ausdruck „Indische Ästhetik" ist insofern schließlich berechtigt, als jede Poetik ein Teil der Lehre vom Schönen ist und in der Sanskrit-Poetik ästhetische Gesichtspunkte eine hervorragende Bedeutung haben. Es ist freilich nicht immer leicht, das Wesen ihrer Begriffe zu erfassen; sie sind vielfach für unser westliches Denken nicht scharf genug, und widerstreben immer wieder der Einfügung in unsere Gedankenkreise. Da Mukerjee sich möglichster Kürze und Übersichtlichkeit befleißigen wollte, konnte er sich auf umfassende Untersuchungen einzelner termini technici nicht einlassen. Unter Verzicht auf einige der Beispiele S. 20 ff. wäre es dem Verfasser vielleicht doch möglich gewesen, ausführlicher über den *sthāyibhāva* zu handeln, jenen von den Poetikern angenommenen seelischen Grundzustand, aus dem durch Mitwirkung bestimmter anderer Faktoren die betreffende Stimmung erwächst. Die verschiedenartigen Übersetzungen dieses Wortes zeigen, wie schwer es ist, in das Wesen solcher Begriffe einzudringen. Mukerjee gibt dafür gewöhnlich „caractère permanent", er schreibt aber auch „idée centrale, noyau, noyau émotionnel"; andere übersetzen „latent emotion, basic emotion, basic feeling, primary feeling, fixed or permanent condition of mind, dauernder Affekt, dauernder Gemütszustand, dominierendes Gefühl. Jede dieser Wiedergaben hat ihren besonderen Farbenton, und bei einigen läuft man Gefahr, falschen Vorstellungen zu unterliegen. So spricht man sonst von dominierenden Affekten, wenn z. B. eine fortwährende Neigung zur Angst, zum Stolz, zu sexueller Reizbarkeit oder dgl. das ganze Gefühlsleben eines Menschen, seine Gedanken und Handlungen beeinflußt und bestimmt. Einer solchen Auffassung von sthāyibhāva scheint Mukerjee S. 95 nahe zu kommen[1]. Ich glaube nicht, daß sie richtig ist. Wie verhält sich sthāyibhāva zu vāsanā, diesem für die Grundlegung der indischen Poetik überaus wichtigen und sie mit der Karma-Lehre verbindenden Begriff der Dispositionen? Ist der latente Grundzustand gleich Disposition, der manifestierte gleich Stimmung? Welche Schlüsse lassen sich aus Bhaṭṭa Lollaṭas[2] Lehrsatz über den Grundzustand ziehen? Über diese Fragen hätten wir gerne mehr erfahren. Vielleicht wäre auch eine eingehendere Ausnützung des die Rasa-Lehre behandelnden Abschnittes im Kāvya-Prakāśa von Wert gewesen.

1) S. 119 versteht er unter sentiment dominant den rasa.

2) S. 65; nicht Bhaṭṭa Nāyaka's, wie S. 82 zu lesen ist.

Ich sage das, um Anregungen zu geben, nicht um zu tadeln. Mukerjees Buch ist eine gute Einführung in die ebenso wichtige als interessante Lehre von der Stimmung und die damit zusammenhängenden Probleme.

Krishnaswami Aiyangar, Rao Bahadur S.: **Manimekhalai in its Historical Setting.** London: Luzac & Co. 1928. (XXXV, 235 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von Tarachand Roy, Berlin.

Die vorliegende Arbeit ist eine englische Übersetzung einer südindischen Dichtung, Maṇimêkhalai genannt, eines der fünf Mahâkâvyas der Tamil Literatur der klassischen Zeit, die anderen vier heißen Šilappadhikâram, Kuṇḍalakeśi, Vaḷaiyâpti und Cintâmaṇi. Wir verdanken diese Übertragung einer Anregung Jacobis an Krishnaswâmi Aiyangar. Jacobi meinte nämlich, daß es sicher der Mühe wert wäre, die XXVII., XXIX. und XXX. Bücher, die die verschiedensten philosophischen Systeme behandeln, zu übersetzen und sie der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Der Inhalt dieser Bücher würde uns Material an die Hand geben, das uns zur Feststellung der Entstehungszeit der Dichtung insbesondere und zur Beleuchtung der Frage der Śangam-Literatur im allgemeinen unschätzbare Dienste leisten würde. Mittlerweile war Jacobi selbst an das Problem herangetreten, und gestützt auf die Schilderung in Kanakasabhai's „Tamils Eighteen Hundred Years ago" veröffentlichte er seine Ergebnisse in der Festschrift an Hultzsch. Jacobi und Aiyangar sind nun beide, unabhängig voneinander, zu dem Resultat gelangt, daß die Ausführungen über die buddhistische Logik in Maṇimêkhalai der Behandlung derselben im Nyâyapraveśa auffallend gleichen. Es entsteht nun die Frage, wie das zu erklären sei. Entweder hat der Verf. der Maṇimêkhalai aus dem Nyâyapraveśa geschöpft, oder der Verf. des Nyâyapraveśa die Lehren systematisiert, die ein Guru zur Entstehungszeit der Maṇimêkhalai gelehrt hat und die Šâttan, der Verf. der Maṇimêkhalai, wiedergibt. Jacobi setzt den Verf. des Nyâyapraveśa vor dem Dichter Šâttan an, Aiyangar dagegen ist der Überzeugung, daß die philosophischen Anschauungen in Šâttan's Werk ein Übergangsstadium zwischen dem Glauben der alten Zeit und den im Nyâyapraveśa niedergelegten Lehren darstellen. Aiyangar hat in einem langen Aufsatz über die Maṇimêkhalai, der der englischen Übersetzung vorangestellt ist, die Ansichten Jacobis abgedruckt, sie zu entkräften und seine These zu begründen versucht, aber, nach meinem Dafürhalten, mit wenig Erfolg. Krishnaswâmi meint, Šâttan (oder genauer gesagt,

der heilige Aṟavaṇa Aḍigaḷ in der Maṇimêkhalai) habe die im Nyâyapraveśa vertretenen Anschauungen antizipiert. „Antizipiert", ein schönes aber gefährliches Wort! „Antizipieren" in diesem Falle, wo die Übereinstimmung so frappant ist, hieße, dem Verf. des Nyâyapraveśa jedwede Originalität absprechen. Es ist, ich meine das Antizipieren, in der Tat eine äußerst kühne Behauptung Aiyangars. Mit Recht weist Jacobi darauf hin, daß Śâttan kein Philosoph, sondern ein Dichter ist, der die hier in Betracht kommenden philosophischen Anschauungen aus verschiedenen Quellen zusammengetragen und sie dem heiligen Aṟavaṇa Aḍigaḷ in den Mund gelegt hat. Daraus erklären sich, bemerkt Jacobi, die Widersprüche, die in der Manimekhalai vorkommen. An einer Stelle ist von fünf Avayavas (nach Akṣapâda und Vasubandhu) die Rede, an einer anderen von drei (wie bei Dignâga); im XXVII. Buch werden dem bauddha-System sechs pramâṇas zugeschrieben, im XXIX. Buch dagegen heißt es, der Buddha habe nur zwei pramâṇas anerkannt (Maṇimêkhalai, S. 93). Angesichts dieser Widersprüche wäre es wirklich verfehlt, in dem Dichter und Getreidehändler Śâttan einen selbständigen Philosophen zu sehen; aus demselben Grunde wäre es nicht angängig, in Aṟavaṇa Aḍigaḷ, einer von dem Dichter erfundenen Gestalt, eine historische Persönlichkeit zu erblicken. Auch der Überlieferung ist ein Lehrer solchen Namens nicht bekannt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Śâttan seine Ausführungen über die pakṣâbhâsas usw. dem Nyâyapraveśa entnommen hat. Er ist infolgedessen zeitlich früher als der Verf. des Nyâyapraveśa anzusetzen.

Wer ist aber der Verf. des Nyâyapraveśa? Der große buddhistische Philosoph Dignâga oder sein Schüler Śankaraswâmin? Aiyangar geht eigentlich dieser Frage aus dem Wege. Er tut sie mit den folgenden Worten ab: „To me it appears that it is a matter of no importance comparatively whether the Nyâyapraveśa is Dignâga's or Śankaraswâmin's work as Śankaraswâmin is accepted as the immediate disciple of Dignâga." Aiyangar scheint aber doch Dignâga für den Verfasser zu halten, welche Annahme sowohl in der indischen als auch in der tibetischen Überlieferung vorliegt. Tubianski (Bulletin of the Academy of Science, 1926) und Tucci (Journal of the Royal Asiatic Society, January 1928), haben jedoch nachzuweisen versucht, daß Śankaraswâmin, nicht Dignâga, der Verf. des Nyâyapraveśa sei, und Jacobi schließt sich der Ansicht dieser beiden Forscher an. Aiyangar hat die Hauptargumente Tubianskis und Tuccis in seinem Buch angeführt, hat sie aber keiner Kritik unterzogen. In einer Fußnote (S. 108) macht er auf den XIX. Band „in the Gaekwad's Oriental Series, Baroda" aufmerksam, in dessen „Introduction" die indische Ansicht ausführlich dargelegt wird. Mir liegt leider dieser Band nicht vor. Das letzte Wort über die Verfasserschaft des Nyâyapraveśa ist jedenfalls noch nicht gesprochen.

Chenchiah, P.: M. L., and Raja M. Bhujanga Rao Bahadur: A History of Telugu Literature. Foreword by C. R. Reddy, M. A. Calcutta: The Association Press, London: Oxford University Press. (132 S.) 8° = The Heritage of India Series. Paper Rs. 1. 8; Cloth Rs. 2. Bespr. von H. W. Schomerus, Halle a. S.

Die dravidischen Literaturen gehören zu den von der europäischen Wissenschaft bisher so gut wie völlig vernachlässigten Gebieten. Nur hin und wieder stößt man in den wissenschaftlichen Zeitschriften Europas auf einige Artikel, die dies oder jenes Stück der dravidischen Literaturen behandeln — oft dazu noch recht dilletantisch. Und in den allgemeinen Büchern über das indische Schrifttum werden sie stets mit einigen wenigen dürftigen und nichtssagenden Angaben und Bemerkungen abgetan. Übersetzungen und umfangreichere Inhaltsangaben in europäischen Sprachen besitzen wir nur von einigen wenigen Tamilwerken (durch Graul, Pope, Vinson, Schomerus) und von noch wenigeren kanaresischen Werken (durch Missionare der Baseler Mission) und von der Telugu-Literatur gar nichts. Wie sporadisch und leider gar oft auch dilletantisch die Beschäftigung mit den dravidischen Literaturen bisher gewesen ist, ist mir in seiner ganzen erschreckenden Totalität von neuem zum Bewußtsein gekommen, als ich meinen Beitrag über die dravidischen Literaturen für Walzels Handbuch der Literatur-Wissenschaft schrieb, um — auf leider zu engem Raum — ein größeres Publikum auf die Existenz dieser Literaturen aufmerksam zu machen. Während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, erschien in der Heritage of India Series das Buch über die „Kanarese Literature" von E. P. Rice und während der Drucklegung dann noch das oben angegebene Büchlein über die Telugu-Literatur, dieses aus der Feder von Indern. Man wird es verstehen, daß ich sehr interessiert zu diesen beiden Büchern griff. Und ich muß bekennen, daß ich auch einiges aus ihnen gelernt habe, besonders aus dem Buche von Rice. Daß sie mich aber vollauf befriedigt haben, kann und darf ich nicht behaupten. Besonders das Buch über die Telugu-Literatur hat mich vielfach enttäuscht, vor allem deswegen, weil es überall,

wo ich auf Zweifelsfragen gerne Antwort gehabt hätte, versagte. So habe ich in mehreren Fällen nicht feststellen können, ob gewisse Werke, von denen uns Titel und Autor überliefert sind, noch wirklich erhalten und ihrem Inhalte und ihrer Eigenart nach näher bekannt sind. Ferner hätte ich gerne erfahren, woher die Verfasser es wissen, was der Inhalt der Literatur vor Nanniah, d. h. vor 1000 n. Chr. gewesen ist, da sie doch verloren gegangen ist. Und wenn die Verfasser, wie es scheint, der Ansicht sind, daß die sog. Volkslieder Rückschlüsse auf den Charakter der ältesten Telugu-Literatur erlauben, dann wäre es verdienstvoll gewesen, sie hätten uns etwas eingehender mit ihnen vertraut gemacht, zumal sie S. 40 schreiben: „In these we have Telugu poetry in its purest strain — not the hybrid Sanskrit collations of post — Nanniah literature. This is a literature racy of the soil, and full of lyrics of intense realism and concentrated power". Ist es nicht angesichts dieses m. E. richtigen Urteils, daß die genuin bodenständige Literatur unendlich viel wertvoller ist als die Übersetzungsliteratur, nicht bedauerlich, daß die Verf., deren Muttersprache das Telugu ist, in ihrem Buch über die Telugu-Literatur die erstere so gut wie unberücksichtigt lassen und die Seiten mit Angaben über letztere füllen? Die südindischen Draviden beklagen sich oft darüber, daß ihre Literaturen nicht größere Beachtung von seiten der europäischen Gelehrten finden. Wenn man diesen aber die dravidischen Literaturen so einseitig wie in dem vorliegenden Buche als Abklatsch der Sanskrit-Literatur vorträgt und das echt Bodenständige so zurücktreten läßt, dann ist es kein Wunder, daß man sich in Europa nicht zu einer eingehenderen Beschäftigung mit ihnen aufrafft. Denn dann lohnt sie sich wirklich nicht. Nun ist es ja Tatsache, daß die Telugu-Literatur viel mehr als die Kanaresische und noch bedeutend mehr als die Tamil-Literatur Übersetzungsliteratur ist, aber an Eigenem dürfte es dort doch wohl ebenso nicht völlig fehlen, wie es vor allem in der Tamil-Literatur der Fall ist. Ich hatte gehofft, daß die Verf., Telugu von Geburt, uns vor allem mit dem echt Telugu-Gut in der leider so arg versanskritierten Telugu-Literatur bekannt machen würden. Daß das nicht geschehen ist, war für mich bei der Lektüre die größte Enttäuschung. Hoffentlich wirkt das Buch nicht so, daß das — an sich fraglos falsche — Dogma sich noch mehr festsetzt, daß die Beschäftigung mit den dravidischen Literaturen sich nicht lohne, weil sie nur ein Abklatsch der Sanskrit-Literatur sei. Das sind sie nur zum Teil.

Camerling, E.: Über Ahnenkult in Hinterindien und auf den großen Sundainseln. Rotterdam: Nijgh & van Ditmar 1928. (326 S.) gr. 8°. Bespr. von Alfred Maaß, Berlin.

Dr. Camerling hat es verstanden, in seinem vorliegenden Werk dem Leser eine große, wertvolle Materialsammlung vorzuführen. Er ist bemüht, mit dieser den Ahnenkult in dem von ihm gesteckten Gebiet zu untersuchen, und was mir namentlich wertvoll erscheint, auch psychologisch zu erforschen.

Zunächst dürfte es wesentlich sein, hier anzumerken, was der Verfasser unter Ahnenkult versteht, um fernere Zweifel bei dem Leser zu beheben.

In der Einleitung zu seiner Studie sagt dann der Verfasser: „Die Beziehungen, die nach dem Tode, im besonderen nach der Bestattung, d. h. also nach der Beendigung der Behandlung des Körpers des Toten zwischen den lebenden und gestorbenen Verwandten bestehen bleiben". Hieraus ergibt sich, daß mit diesem Ahnenkult die engen Beziehungen zu den Totengebräuchen nicht ausgeschaltet werden können. Demzufolge war es natürlich, daß Dr. Camerling mit dem Ahnenkult häufiger in Berührung kam. Dieser ist ohne jene nicht gut zu denken, beide zusammengenommen, bilden etwas Unzertrennbares.

Sein besonderes Augenmerk richtete der Verfasser darauf, nur mit solchen Völkerschaften in Verbindung zu kommen, die noch heute ihre ursprüngliche Religion besitzen. Hieraus ergab sich von vornherein, daß naturgemäß große Völkerschaften in dem zu untersuchenden Gebiet ausgeschaltet wurden.

Begleiten wir den Verfasser weiter, da sagt er: „Wir sehen also, daß es sich hier um primitive oft noch nicht gut erforschte Völker handelt". Ich muß gestehen, daß es mir eigentlich nicht so recht zum Bewußtsein gekommen ist, welche Gründe den Verfasser bewegten, seine Studien, den Ahnenkult, auf Gebiete zu lenken, die heute noch als zweifelhaft angesehen werden.

Bei der Betrachtung des Gesamtmaterials macht uns der Verfasser mit Rassen und einer Fülle von Sprachen bekannt, aus denen ersichtlich ist, wie sehr Dr. Camerling bemüht bleibt, die oft sehr verwickelten verwandtschaftlichen Beziehungen zu klären.

Folgen wir Dr. Camerling in seinen Ergebnissen, so gelangen wir zu der Beobachtung von Gegensätzen, die zwischen der hinterindischen Halbinsel, also dem asiatischen Festland, und den großen Sundainseln merklich in Erscheinung treten. Dies ergibt sich naturgemäß daraus, weil das Staatengebilde in Hinterindien zum Teil von chinesischen Einflüssen stark beeinflußt wird. Es scheint mir hier der Grund zu sein, weshalb die Ergebnisse des Verfassers nicht zu einem einheitlichen Abschluß gelangen.

Wie dem aber auch sei, dürfen wir Dr. Camerling unsere Anerkennung für den Fleiß, mit dem er das hier verarbeitete Material ausgewertet hat, nicht versagen. Die Ergebnisse seiner Forschungen wurzeln vor allem darin, eine Erklärung des Ahnenkults in den von ihm behandelten Gebieten psychologisch zu erforschen und kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Nicht unerwähnt möchte ich den Studien des Verfassers dankbar anrechnen, daß er seinem Werke ein Literaturverzeichnis, einen Sachindex und einen Index für die verschiedenen Völker beigefügt hat.

Sinologie, Japanologie.

Soyeshima, Michimasa, and P. W. Kuo: Oriental Interpretations of the Far Eastern Problem. [Lectures on the Harris Foundation 1925] Chicago: University of Chicago Press 1925 (IX, 220 S.) 8°. $ 2 — Bespr. von K. Florenz, Hamburg.

Das Buch, dessen Titel besagt, daß das Problem des fernen Ostens von Eingeborenen der betreffenden Länder dargestellt wird, enthält zwei Reihen von je drei Vorträgen, welche der Japaner Graf M. Soyeshima, ein ehemaliges Mitglied des japanischen Oberhauses, und der Chinese Dr. P. W. Kuo, Präsident der Südöstlichen Universität zu Nanking, als Vortragende der Harris Foundation 1925 in der Chicago Universität gehalten haben.

Beide Redner, die vortreffliche Kenner der Geschichte ihrer Heimat sind und tätig an deren Gestaltung mitgewirkt haben, behandeln in Verfolgung eines einheitlichen Planes im ersten Vortrag die innerpolitischen Tendenzen und Ereignisse ihrer Länder in neuester Zeit, für Japan seit Inkrafttreten der Verfassung vom Jahre 1889, für China seit der Revolution 20 Jahre später.

Die kurzen Übersichten können natürlich die Dinge nur andeuten, und wir erfahren im allgemeinen nur Wohlbekanntes. Doch entbehren besonders die dabei unterlaufenden, manchmal temperamentvollen Bemerkungen des Politikers Soyeshima über die politischen Persönlichkeiten und die Offenheit seiner Kritik überhaupt nicht eines gewissen Reizes. Die Ereignisse in Japan zeigen uns einen beständigen Kampf zwischen Bürokratie und Demokratie, in dem zwar erstere meistens siegte, aber dennoch nicht verhindern konnte, daß der demokratische Gedanke mächtige Fortschritte machte. Mit der 1925 beschlossenen Einführung des allgemeinen uneingeschränkten Stimmrechts und Reform des Oberhauses wurden schicksalsschwere Wandlungen eingeleitet. Die nächsten zehn Jahre, sagt S., werden lehren, ob Japan eine Volksregierung oder Volksmißregierung bekommen hat. Trotz seiner liberalen Einstellung, und obgleich er als Parlamentarier der Regierung oft Opposition gemacht hat, bekennt S., daß in Japan die Bürokraten bei all ihren Mängeln aufrichtiger und tüchtiger sind als die, welche sich „Volksvertreter" nennen.

In dem entsprechenden Kapitel über die chinesischen inneren Verhältnisse interessieren die überraschenden Veränderungen, welche durch das Wachsen einer modernen Industrie, die Entwicklung der Verkehrswege und die Einführung neuer Anschauungen über persönliche Freiheit hervorgerufen worden sind. Sogar in China beginnt sich die Familie zu zersetzen; die Frau beschränkt ihren Wirkungskreis nicht mehr bloß auf das Haus, sondern tritt selbständig ins wirtschaftliche und öffentliche Leben. Die öffentliche Meinung ist in allen politischen und sozialen Bewegungen eine starke Macht geworden, und ein neuer Nationalismus und Patriotismus sind erstanden, getragen vor allem von der Masse halbreifer Studenten. System und Zweck der Erziehung haben sich vollständig geändert: während sie früher nur dem Ideale individueller Kultur diente, wird jetzt der soziale Zweck betont. Eine allgemeine Schulpflicht von vier Jahren soll in ganz China eingeführt werden, wird aber wohl noch einige Zeit undurchführbar bleiben, denn es fehlt an der nötigen Lehrerschaft. Im Schriftgebrauch tritt die moderne geprochene Sprache allmählich an Stelle der schwierigen altertümlichen Schriftsprache.

Ein Lesebuch in vier Heften, aufgebaut auf Verwendung der 1000 gebräuchlichsten chinesischen Schriftzeichen, dient den Elementarschülern als Lernstoff. Herr Kuo gibt sich aber phantastischen Hoffnungen hin, wenn er meint: „ein gewöhnlicher Analphabet kann die vier Lesebücher bei einstündiger Arbeit täglich in vier Monaten bewältigen und wird imstande sein, die auf diesen Wortschatz basierten Zeitungen, Flugschriften, Bücher und Schriftstücke zu lesen und sich verständlich auszudrücken".

Der zweite Vortrag des Japaners befaßt sich mit der japanischen Politik gegenüber China, Sibirien und Korea während und nach dem Weltkrieg. Er verurteilt aufs schärfste die 21 Forderungen des Okuma Kabinetts (1915) an China, die auf Betreiben der Alliierten unternommene Expedition nach Sibirien zur Rettung der tschechoslowakischen Truppen und die Politik der starken Hand in Korea. Gegenüber allen drei Ländern hat die japanische Politik inzwischen andere Wege eingeschlagen: den Grundsatz der Nichteinmischung in Chinas innere Angelegenheiten angenommen und Shantung geräumt, mit Rußland sich vertragen, die Koreaner durch rücksichtsvollere Behandlung zu gewinnen gesucht.

Im zweiten Vortrag des Chinesen wird Chinas Stellung in Ostasien erörtert. Die neuerliche Änderung in der Haltung sowohl Rußlands wie Japans wird mit Befriedigung anerkannt; besondere Sympathien bei den Chinesen hat sich die Sowjetregierung durch ihren freiwilligen Verzicht auf die extraterritorialen Vertragsrechte erworben. Das Verlangen nach gänzlicher Beseitigung der ungleichen früheren Verträge mit den fremden Mächten ist zur brennendsten Frage der Gegenwart geworden.

Der dritte und letzte Vortrag beider Sprecher behandelt die Beziehungen Japans bzw. Chinas zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Betrachtung dieser Beziehungen ist für den Chinesen weit befriedigender als für den Japaner, trotz mancher Dinge, die in China

als Ungerechtigkeiten empfunden werden. Aber in Amerika sehen die Chinesen den Hauptbeschützer der Integrität ihres Reiches und den kräftigsten Helfer bei der kulturellen Reform ihres Landes. Der geistige Einfluß Amerikas auf Jung-China ist kaum zu überschätzen und wird sich auch wirtschaftlich und politisch immer stärker auswirken. Dem Japaner mißfällt an den amerikanischen Hochschulen in China (Peking, Nanking, Shanghai usw.), daß sie Sitze antijapanischer Gesinnung sind. S. beklagt, daß zwischen Japan und den Vereinigten Staaten in den letzten zwei Jahrzehnten wiederholt gefährliche Mißhelligkeiten entstanden sind. Er forscht den Ursachen im einzelnen nach und findet, daß beide Seiten daran Schuld tragen. Guter Wille und besseres gegenseitiges Verstehen können und müssen die Empfindlichkeiten beseitigen. Alles was Japan verlangt, auch in der Einwanderungsfrage, ist Gleichstellung mit den europäischen Ländern. Es gibt zwischen Amerika und Japan keine Streitfrage, welche der Entscheidung durch die Waffen bedürfte.

T'ang Leang-li: The Foundations of Modern China. With a Preface by Wang Ching-wei. London: Noel Douglas 1928. (X, 290 S.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Der Verf. ist ein überzeugter Anhänger und Parteigenosse Sun Yat-sens. Nachdem er im I. Teile des Buches in 5 Kapiteln einen kurzen Abriß von China gegeben hat (1. China in historischer Perspektive, 2. Der philosophische Hintergrund der chinesischen Zivilisation, 3. Die Natur des chinesischen Staates, 4. Die wirtschaftlichen Grundlagen der chinesischen Gesellschaft, 5. Die Regierung des Reiches), schildert er im II. Teile vom einseitigen Parteistandpunkte aus in 4 Kapiteln das Neue China (6. Die Zersetzung des alten China, 7. Die Umwertung der Werte, 8. Das Evangelium Dr. Sun Yat-sens, 9. Chinas Ringen nach nationaler Befreiung). Im III. Teile wird in 3 Kapiteln die Haltung des Westens behandelt (10. Früheste Kulturbeziehungen zwischen China und dem Westen, 11. Die imperialistische Haltung, 12. Der Konflikt der Zivilisationen) und in einem angehängten Schlußreferat (Kap. 13) die neue soziale Ordnung in China dargestellt, wie sie der Verf. durch seine rosenfarbene Brille zu sehen beliebt.

Im großen und ganzen ist das Werk interessant und wertvoll als Wiedergabe des Weltbildes, wie es sich im Hirn der Kuomintang-Genossen gestaltet hat. Die Nöte, welche die moderne Industrialisierung den chinesischen Städten bringt, wird klar erkannt: die Entvölkerung des platten Landes und die Entstehung eines wurzellosen Großstadtproletariats, ebenso die einschneidenden Wirkungen, welche die Einbeziehung Chinas in die Weltwirtschaft hervorrufen mußte; die aggressive Machtpolitik der abendländischen Mächte und die aufgezwungenen Verträge werden gebührend charakterisiert, das Allheilmittel aber einzig und allein im Parteiprogramm der Kuomintang gefunden, wie es in den San Min Chu I, den „Drei Prinzipien vom Volke" niedergelegt ist, einer Sammlung von Reden, die Sun Yat-sen vom Januar bis zum August 1924 in Kanton gehalten hat.

Zum ersten Male finde ich in diesem Buche von chinesischer Seite eine Wahrheit niedergeschrieben, die namentlich englischen Ohren zu hören peinlich sein wird: „The forced participation of the Chinese in this internecine warfare (gemeint ist der Weltkrieg) destroyed the White Man's prestige, while the methods of mutual destruction employed by the Christian nations revived the old Chinese contempt for the Western interpretation of civilisation".

In der beigegebenen Bibliographie finden sich spaßige Werturteile. Wenn der Verf. von Maillac de Moyria's Histoire générale de la Chine sagt: „it covers over a century of Jesuit missionary work at Peking", so beweist er damit, daß er diese Übersetzung aus dem Mandschutexte des T'ung-kien-kang-mu überhaupt nicht gesehen hat. Vgl. die Urteile über Gilbert, Gowen, Hail, Soothill, Smith.

Australien, Afrika.

Hambly, W. D.: Origins of Education among Primitive Peoples. A Comparative Study in Racial Development. With a preface by Dr. Charles Hose. London: Macmillan and Co. 1926. (XX, 432 S.). 8°. 25 sh. Bespr. von R. Thurnwald, Berlin.

Die gründliche Behandlung der Erziehungsfrage bei den Naturvölkern füllt in der Tat eine Lücke in der ethnologischen Literatur. Zwar fällt dem flüchtigen Beobachter bei vielen Naturvölkern das scheinbare Fehlen jeder Pädagogik auf. Es ist ähnlich, wie etwa mit dem Recht. Gibt es auch keine kodifizierten Gesetze, ja auch nicht klar ausgesprochene allgemeine Rechtsnormen, sondern oft nichts weiter als an das zufällige letzte Beispiel sich anschließende Auffassungen und Entscheidungen, so kann man dennoch nicht vom völligen Fehlen des Rechts reden, nur darum, weil die allgemeinen Begriffe und die bei uns gangbaren Ausdrücke fehlen. Der Sachgehalt ist vorhanden, nur in einem anderen Kleide. So steht es auch mit der Erziehung. Das Begriffliche, die Allgemein-

heit der Normen und Grundsätze, die ganze gedankliche Verarbeitung nach der prinzipiellen und allgemeinen Seite hin fehlen zu einem erheblichen Teil. Was vorhanden ist, sind einerseits Verhaltungsweisen in konkreten Einzelfällen, andererseits praktische Bräuche, die in der Form von religiös verketteten und zauberisch wirksamen Sitten vorliegen, denen jedoch zu einem erheblichen Teil, wie etwa den Jünglingsweihen, pädagogische Bedeutung beizumessen ist.

Man kann also keineswegs sagen, daß die bewußte Erziehung bei den Naturvölkern völlig fehlt. Allerdings tritt fast überall die frühe Selbständigkeit der Kinder hervor, weil die Kleinen schon in den ersten Jahren in alle Schwierigkeiten des Lebens hineingedrängt werden, so daß sich ihr Sinnen von vorneherein auf das Praktische des Lebens einstellen muß. Daraus ergeben sich Beziehungen sowohl zu den wirtschaftlich sozialen Kulturhorizonten, als auch zu den einzelnen Phasen des Kulturablaufs und endlich zu den Ausstrahlungen und Beeinflussungen durch Gedanken und Gebräuche.

Das vorliegende Werk setzt sich zunächst mit einem anderen allgemeinen Erziehungsproblem auseinander, nämlich mit dem, das sich heute aus der Einwirkung der Europäer auf die Eingeborenen ergibt und das die Notwendigkeit schafft, die Erziehung der Eingeborenen durch europäische Gesichtspunkte zu bereichern. Gerade dabei aber ist eine Kenntnis des bisherigen Standes und der Methoden der Eingeborenenpädagogik wichtig. Denn letztere ist nichts zufälliges, sondern nur ein Bestandteil der gesamten Kultur der Eingeborenen, d. h. der Systematik ihres sozialen und gedanklichen Lebens. Da dieses heute in eine außerordentliche Krisis gedrängt wurde, wird auch die ganze Frage der Beeinflussung des Nachwuchses, der Übertragung von Wissen und Fertigkeiten, von Einrichtungen und Gewohnheiten in einer Weise in Frage gestellt, welche die ältere Epoche des Lebens der Naturvölker nicht kannte. Die Eigenheiten in der Behandlung der Kinder und Jünglinge bei den einzelnen Stämmen müssen jedoch den Ausgangspunkt bilden für die Lösung der modernen Erziehungsfragen. Darum ist der größte Teil des Buches den historisch-antiquarischen Erziehungsformen der Naturvölker gewidmet. Diese sind aber wichtig einerseits für andere Varianten in der Geschichte der Erziehung, andererseits für die allgemeinen soziologischen Seiten der pädagogischen Kunst.

In diesen Kapiteln beschäftigt sich Verf. mit der physischen, moralischen und geistigen Bildung, mit den Verpflichtungen und dem Respekt gegen die Eltern und die Alten, dem Unterricht in zauberischen Praktiken und die Verteilung einzelner Erziehungsmethoden auf bestimmte Gebiete. Dabei kommen insbesondere die Pubertätsriten in Betracht und der Unterricht in verschiedenen Fertigkeiten. Dort wo eine soziale Schichtung vorhanden ist, ergibt sich eine besondere Erziehung für die Söhne der Häuptlinge und Herrscher.

Schon vermöge der andersartigen wirtschaftlichen Betätigung ist das Bildungsziel der Mädchen anders. Dazu kommt insbesondere die Vorbereitung für den Sexualverkehr und die Mutterschaft. Eine besondere Rolle spielt hier auch die Zauberei, hie und da der Einfluß der Frauen auf das soziale und politische Leben des Stammes, endlich manchmal selbst ihre Stellung zum Gebrauch der Waffen.

Schließlich erörtert Verf. historische Fragen und solche der Beeinflussung, so wie die Erziehung zu Gesichtspunkten der Gastfreundschaft, Ehrenhaftigkeit und Lauterkeit von Denken und Verhalten. Dabei wird die Bedeutung von Sagen und Mythen hervorgehoben. Wichtig ist auch die sozial-psychologische Auffassung von der Schande, während die Unschärfe rechtlicher Begriffe und gerichtlichen Verfahrens sich geltend macht. Der Glaube an eine jenseitige Existenz, Gottvorstellungen, Riten, Tabus und Verbote als Bestandteile des geistig kulturellen Lebens weben sich als bedeutsame Faktoren in das Erziehungssystem ein.

Verf. schließt seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß die Naturvölker sich als Erzieher und Lehrer erweisen, als Psychologen und Leute, die Disziplin aufrecht zu erhalten verstehen, obgleich sie nur in der Hochschule der Natur ihre Kenntnis erwarben.

Der Haupteinwand, den man gegen die Fassung des ganzen Werkes erheben kann, ist der, daß H. es leider nicht unternimmt, eine genügend scharf durchgeführte Unterscheidung nach verschiedenen Gruppen von Naturvölkern vorzunehmen. Vielleicht würde sich am besten dafür eine Einteilung nach wirtschaftlichen und politisch-sozialen Typen geeignet haben, durch die eine bestimmte Lebenslage gegeben ist. In zweiter Linie wäre sodann die Erörterung von aus verschiedenen Zentren ausstrahlenden Auffassungen, ihre Verbreitung und Verarbeitung bei den in Betracht zu ziehenden Sozial- und Geistestypen in Betracht gekommen.

Nichtsdestoweniger wird man das Werk als eine erste Arbeit auf diesem überaus wichtigen Gebiet dankbar begrüßen können.

Weichert, Ludwig: **Mayibuye i Afrika! Kehre wieder, Afrika!** Erlauschtes und Erschautes aus Südwest-, Süd- und Ostafrika. 4.—5. Tausend. Berlin: Heimatdienst-Verlag 1928. (XXIII, 276 S., 96 Abb.) 8°. Bespr. von F. Mager, Königsberg i. Pr.

Daß jetzt das 4. und 5. Tausend des Buches aufgelegt worden ist, spricht für seine Güte. Man kann aus den historischen Ausführungen Weicherts, die den 1. Teil des Buches einnehmen und die Kolonisierung und Europäisierung Afrikas betreffen, viel Belehrung schöpfen. Folkloristisch interessant und besonders wertvoll, weil auf der eigenen Anschauung und den persönlichen Erfahrungen des Verfassers beruhend, sind aus diesem Teil die Kapitel über die Kultur, Sittlichkeit und Religion der Konde (S. 26—70). Der 2. Teil des Buches behandelt die Missionierung Afrikas, vor allem das Kulturwerk der deutschen und angelsächsischen Missionen.

Nachtrag.

Anschließend an meine Besprechung von Jensens Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, 2. Band in OLZ, 1929, 243f. entspann sich ein längerer Briefwechsel zwischen Geheimrat Jensen und mir, der mich veranlaßt, noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen.

Zunächst betonte Jensen brieflich, daß er die Geschichtlichkeit der Person Jesu und Pauli durchaus nicht in Frage stellen wollte, so daß meine Ausführungen zu diesem Punkte sich erübrigen. Ein Versehen unterlief mir, als ich die Behauptung, Jensen habe die Zusammenhänge des an vielen Stellen der Welt angetroffenen Gilgamesch-Motives mit Israel-Juda nirgends erwiesen, nicht hinsichtlich der wahrscheinlichen Beziehungen der Lebensgeschichte Mohammeds zu Juda einschränkte. Daß ich in diesem Falle Jensens Aufstellungen im wesentlichen für richtig halte, geht allerdings indirekt aus einem späteren Teile meiner Anzeige hervor.

In meiner allgemeinen Stellungnahme zu Jensens Werk hat sich jedoch keine Änderung ergeben: Ich bin nach wie vor der Meinung, daß Jensen in ungemein scharfsinniger Weise überaus wichtige Beziehungen von Europa bis zur Südsee hin bloßgelegt hat, eine Tat, für die ihm die Wissenschaft Dank schuldet; Jensens historische Auslegung dieser Zusammenhänge leuchtet mir jedoch nicht ein und ich habe a. a. O. auch angedeutet, in welcher Richtung nach meiner Ansicht die Erklärung für das von Jensen erarbeitete Tatsachenmaterial zu suchen sei. In dieser Auffassung hat mich auch der eingangs erwähnte Briefwechsel mit Jensen nicht wankend gemacht.

V. Christian.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

Language. Journal of the Linguistic Society of America IV 1928:

2 93—8 G. O. Russel, Some Terms of Physics for Linguists. (Kurze Erörterung der Begriffe *pitch, vowel pitch, voice pitch, loudness* vom physikalischen Standpunkt aus). — 101—5 T. Michelson, Walleser on the Home of Pāli. (M. bekämpft die Behauptung Wallesers (Sprache und Heimat des Pali-Kanons), daß das Pali die Sprache von Pāṭaliputta in Māgadha sei [*Pāṭalī* > *Pāalī* > *Pāli*] durch Hinweis auf die Unmöglichkeit des Ausfalls eines *ṭ* zwischen Vokalen. Auch aus anderen sprachlichen Gründen ist das Pāli von dem Māgadhī des Asoka weit getrennt, entspricht als reine Kunstsprache überhaupt genau keinem der Dialekte der Asoka-Inschriften). — 106—8 Roland G. Kent, Three Notes on the Gathas of the Avesta. (1. Das Yasna 46, 17 erscheinende Wort *afšman* ist verwandt mit skr. *apas-*„Werk, Handlung, Opferhandlung". 2. Der Ausdruck *mā. nā* in Yasna 50, 1 ist eine orthographische Variante von *mana*, dem Gen. sg. des Personalpron. der 1. Person. 3. In Yasna 53,4 *manayhō vaŋhāuš xᵛānvaṯ haŋhuš māṁ bāəduš* wird für die beiden letzten Wörter die Lesung *maṃ baduš* „which has attached itself to me" vorgeschlagen). — 120—7 E. H. Sturtevant, The Parts of the Body in Hittite. (Die ungenauen Aufstellungen von Sayce in Rev. d'Assyriologie 24, 123—6 (1927) berichtigend, stellt St. 18 sicher belegte hitt. Wörter für Körperteile zusammen, von denen 14 befriedigende indogermanische Etymologien haben). — 128—50 *Festschrift Meinhof, Hamburg 1927 (Roland G. Kent). — *V. Thomsen, Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts; kurzgefaßte Darstellung der Hauptpunkte. Übersetzt von H. Pollak. Halle 1927 (G. Melville Bolling). — *V. Gordon Childe, The Aryans: a Study of Indo-European Origins. New York 1926 (J. Whatmough). — *Zekharia Schapira, Die Bibel als Ariadnefaden im Labyrinthe der Sprachen: eine Probeschrift für Forscher aller humanistischen Gebiete. Tell Aviv 1927 (Roland G. Kent).

Hans Jensen.

Lešonēnu לשוננו, I. 1. Tammūz 5688. (Juli 1928):

Die neue Zeitschrift will sowohl der strengen Wissenschaft als auch der Entwicklung des Hebräischen als lebender Sprache dienen. Das vorliegende erste Heft enthält nach beiden Richtungen hin verschiedene zum Teil wertvolle Beiträge. D. Yellin spricht über vergessene Bedeutungen hebräischer Stämme, Klausner über die Geschichte eines Wortes (אַמָּא), Segal über die Geschichte der Aussprache des Ḳāmeṣ, Kaminka über poetische Wendungen aus dem Pentateuch und den Psalmen bei Jesaja, S. Krauß über Tiernamen nach der Form ḳaṭṭūl, ḳaṭlūl, Reubeni über *kaftōr* als architektonischen Ausdruck, Zifroni über Verwechslungen von ב und פ im AT. Von den der lebenden Sprache gewidmeten Artikeln verdient Hervorhebung Harzahab's Vorschlag einer graphischen Unterscheidung der beiden Ḳāmeṣ und Dāgeš, Reichert's Feststellung der Ausdrücke für bestimmte Pflanzen und Pflanzenkrankheiten, Masie's Terminologie der Insektenfamilien, und endlich eine Reihe von Einzelvorschlägen zur Weiterbildung bzw. Säuberung der heutigen Sprache auf Grund der Protokolle des Sprachausschusses.

F. Perles.

Mélanges de l'Université Saint Joseph, Beyrouth, XII 1927:

1 1—40 S. Ronzevalle, L'alphabet du sarcophage d'Aḥīram (genaue erneute Untersuchung der Schriftzeichen der Inschrift: sie geht deutlich auf eine geschriebene Vorlage zurück, die der Steinmetz in allen Zufälligkeiten nachgeahmt hat, und beweist damit, daß im 13. Jht. in Byblos die kursive Schrift geläufig war, nicht aber die monumentale in Stein; die Zeitbestimmung 13. Jht. wird als sicher vorausgesetzt — vgl. Lidzbarski in OLZ. 1927, Sp. 453f.! — Dann neue Erklärung und Übersetzung: אל = إن; על = عن; der Schlußpassus והא ימח ספרה לפף שבל = „et pour lui, que soit effacé son nom, qu'on le voile, qu'on le souille").

2 41—147 H. Lammens, L'avènement des Marwānides s. besondere Besprechung.
3 149—247 S. Ronzevalle, Notes et études d'archéologie orientale, Suite: 149—76 Déesses syriennes: Deux (trois) Astartés Tyriennes (Kalkstein; hellenistische Zeit); Déesse-mère de Beyrouth (Kalkstein); Astarté palestinienne (Terrakotta aus Baisān, römische Zeit; Prototyp byzantinischer Spiegelfassungen); Astartés de Nirab (Terrakotten; mit Bemerkungen über weitere Figuren, die als bloße Puppen anzusehen sind); Astarté de Karah Nouḥ (Goldblech; Bemerkungen über den Typ der trotz Gewandung die Brüste pressenden Göttin). 177—209 Le cylindre Tyszkiewicz (der syro-anatolische Cylinder zeigt eine Darstellung der Tötung und Wiederauferstehung des Gottheilandes). 210—47 Deux manuels d'archéologie orientale (*L. Speleers, Les arts de l'Asie antérieure ancienne, Bruxelles 1927, u. *G. Contenau, Manuel d'archéologie orientale I, Paris 1927).
4 249—65 Comte du Mesnil du Buisson, Le lieu du combat de Saint Georges à Beyrouth (ausgehend von einem Heiligenbild in Beirūt, wird das in eine Moschee verwandelte St. Georg-Ḫiḍr-Heiligtum beschrieben und seine Geschichte an der Hand der Inschriften — mit Hilfe von Deny — skizziert).
5 267—304 Bibliographie: Nachruf für L. Cheikho; *R. Dussaud, Topographie historique de la Syrie, Paris 1927 (R. Mouterde); *R. P. B. Urbach, Legisne Toram? Grammatica linguae hebraicae I, Rome 1926 (L. Rigoulat); *P. Thomsen, Die Palästina-Literatur IV, Leipzig 1927 (G. L.); *Fr. Lexa, La magie dans l'Égypte antique, Paris 1925 (R. Mouterde); *I. B. Aufhauser, Buddha und Jesus in ihren Parallelltexten, Bonn 1926 (X.); *Fr. Cumont, Fouilles de Doura-Europos, Paris 1926 (R. Mouterde); *M. Rostovtzeff, The social and economic history of the Roman empire, Oxford 1927 (R. Mouterde); *L. C. West, Commercial Syria under the Roman empire, 1924 (R. Mouterde); *G. Ghedini, La lingua greca di M. Aurelio Antonino, ders., Le clausule ritmiche nella Historia persecutionis Africanae provinciae di Victor de Vita, Milano 1926/27 (R. Mouterde); *E. Peterson, Εἷς Θεός, Göttingen 1926 (R. Mouterde); *L. Mariès, Frederick Cornwallis Conybeare, Paris 1926 (I. Mecerian); *D. Nielsen, Handbuch der altarabischen Altertumskunde I, Kopenhagen 1927 (S. Ronzevalle); *A. Sanhoury, Le Califat, Paris 1926 (H. Lammens); *B. Carra de Vaux, Les penseurs de l'Islam, Paris 1923—26 (G. Levenq); *Revue des Études islamiques I, Paris 1927 (H. Lammens); *M. Bouyges, Algazel, Tahâfot al-Falâsifat, Beyrouth 1927 (X.). R. H.

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, I. Ostasiatische Studien. XXX, 1927:

Der neue Band der MSOS bringt (S. 19—85) Fortsetzung und Schluß der Arbeit von E. Hauer über das Po-chia-hsing (s. die Besprechung von MSOS XXIX, 1926 in OLZ 1927, Nr. 11, S. 1030) mit der Erklärung der Familiennamen Ling-Yün, einer Zusammenstellung der Abstammung der Volksfamilien von den Kaiserhäusern, Adelsgeschlechtern und Fremdstämmen, einer Liste der 93 Gaue und im Anhang einer Übersicht über die Häufigkeit der Familiennamen in der Gegenwart nach einer Statistik der Englischen Gesandtschaft in Peking, sowie einer Liste der Bezeichnungen von Familiennamen in der Umgangssprache zur Vermeidung von Verwechslungen, wie sie H. A. Giles in der 1. Auflage seines Wörterbuches (pg. 1356) gegeben hatte. — W. Trittel hat (S. 86—98) ein Chinesisch-Deutsches Wörterverzeichnis zur chinesischen Civilprozeßordnung zusammengestellt, nach Radicalen geordnet, eine willkommene lexikographische Ergänzung für die Rechtsausdrücke. — Derselbe legt ferner (S. 1—18) einen Aufsatz vor über die Töne des Siamesischen und ihre Wiedergabe in der siamesischen Schrift. — W. Simon führt (S. 147—67) die Untersuchungen von Karlgren zur Chinesischen Phonologie bezüglich der Rekonstruktion der altchinesischen Endkonsonanten fort. — E. v. Zach bringt (S. 123—46) lexikographische Bemerkungen zum Tz'u-yüan (Shanghai 1915), sowie (S. 168—72) einige Bemerkungen zu Conrady's Neue austrisch-indochinesische Parallelen. — Drei buddhistische Volkslieder aus Ladak mit dem tibetischen Text erläutert (S. 111—22) A. H. Francke, während Li Kolu die Lebensgeschichte eines koreanischen Gelehrten nach dem Text in Un-mun-Schrift übersetzt, wobei neue Typen dieser Schrift von der Reichsdruckerei zur Verwendung kommen.

F. E. A. Krause.

Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, II. Westasiatische Studien, XXX 1927:
1—57 J. Schinkewitsch, Rabγūzīs Syntax (Schluß von XXIX, 130—172 s. OLZ 1928, Sp. 330: §§ 70—91 Partizipien, 92—8 Infinitive, 99—112 Gerundien, 113—27 reine Verbalformen, 128—9 Partizipialformen, 130—1 Gerundialformen, 132—3 Nominalformen, 134—47 Hilfsverba; mit dem Hilfsverbum *ār-* „sein" zusammengesetzte Verbalformen: 148—52 Bildungen von reinen Verbalformen, 153—56 Bildungen von Partizipialformen, 157—8 Bildungen von Gerundialformen; mit dem Hilfsverbum *tur* zusammengesetzte Verbalformen: 159—60 Bildungen von Gerundialformen, 161—4 Bildungen von Nominalformen). — 58—139 M. Brugsch und G. Kampffmeyer, Arabische Technologie der Gegenwart. I. Aus dem heutigen Wirtschaftsleben Ägyptens, 2. Hälfte (Forts. von XXIX, 1—98: 5. Nahrungs- und Genußmittel-Industrie, 6. Textilindustrie, Bekleidung, Leder und Gummiwaren, 7. Holz, Holzverarbeitung und Holzwaren, 8. Papier, Papierverarbeitung, Buchdruck und graphisches Gewerbe, Photographie, Film, Verlag, Buch- und Kunsthandel, 9. Steine und Erden: Glas, Keramik, feuerfeste Erzeugnisse, 10. Baugewerbe einschließlich Installation, 11. Kunstgewerbe, Bijouterie, Galanterie- und Spielwaren, 12. Verkehrs-, Transport- und Versicherungswesen. — Wichtige Arbeit zur modernen Sprache!). — 140—60 G. Kampffmeyer, Urkunden und Berichte zur Gegenwartsgeschichte des arabischen Orients: 4. Abkommen von Baḥra 1. XI. 1925 zwischen England und Naǧd über die Beziehungen zwischen Naǧd und dem ʿIrāq (Text nach al-Ahrām), 5. Abkommen von Ḥadda 2. XI. 1925 zwischen England und Naǧd über die Beziehungen zwischen Naǧd und Transjordanien (nach al-Ahrām), 6. Botschaft Ibn Saʿūds an den islamischen Kongreß in Mekka 2. VII. 1926 (nach Einblattdruck; verwiesen wird auf „Welt des Islam" X), 7. Grundgesetz des Ḥiǧāz 31. VIII. 1926 (nach al-Ahrām), 8. Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Italien und Jemen 2. IX. 1926 (Text der 8 Artikel ohne Präambel nach al-Īmān), 9. Abkommen zwischen Ibn Saʿūd und dem Emīr von ʿAsīr 21. X. 1926 (nach Umm al-Qurā). — 161—90 Fr. Babinger, Zwei großherrliche Schenkungsurkunden aus den Jahren 1008/1600 und 1023/1614 (mit 2 Lichtdrucktafeln; Text, Übersetzung und Erklärung der der Sammlung Sarre angehörenden Urkunden von Schenkungen an den Großwesir Ibrāhīm Pascha und den Kyzlar Agha Muṣṭafā Agha). — 191—201 Fr. Babinger, Ein marokkanisches Staatsschreiben an den Freistaat Ragusa vom Jahre 1194/1780 (mit Lichtdrucktafel; hrsg. und übers. wieder mit sehr eingehender verdienstlicher Erläuterung). — 202—5 J. Mayr, Islamische Zeitrechnungen (genaue Regeln

zur Umrechnung!). — 206—7 J. H. Mordtmann, Nachträge zu Jahrg. XXIX Abt. II, S. 112ff. — 208—22 G. Kampffmeyer, Bibliographische Berichte: *E. Mahler, Wüstenfeld-Mahlersche Vergleichungs-Tabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung. 2. Aufl., Leipzig 1926; [Arab. Zeitschriften:] *Luġat al-ʿArab*, Bagdad 1926/27; *al-Āthār*, Archéologie, ed. I. A. Malouf, Zahle 1927; *al-Muktaṭaf* 1927 (auch Bucherscheinungen des Verlags); *az-Zirāʿat al-ḥadītha*, Ḥimṣ 1927; *as-Sāʾiḥ*, New-York 1923—27 (Sondernummern und Sammelband); zeitgenössische arabische Gedichtsammlungen. R. H.

Oriente Moderno VIII 1928:

7 (Luglio) Sez. politico-storica: 282f. Trattato di commercio etiopico-olandese del 30 settembre 1926. — 283—5 Trattato di amicizia e di cooperazione turco-afghano del 25 maggio 1928. — 285 Protocollo del 15 giugno 1928 al Trattato turco-persiano d'amicizia del 22 aprile 1926. — 285—92 La Costituzione della Transgiordania del 16 aprile 1928. — Sez. culturale: 325—8 E. Cerulli, Notizia preliminare dei risultati scientifici del mio viaggio nell' Etiopia occidentale (Beeinflussung der Galla durch Bantu-Völker; Sammlung von Materialien in den nilotischen und Sidāmā-Sprachen). — 328—36 E. Cerulli, Per la toponomastica etiopica.

8 (Agosto) Sez. politico-storica: 339 Il Protocollo del 15 giugno 1928 integrante il Trattato persiano-afghano del 28 novembre 1927. — Sez. culturale: 371—82 A. Sammarco, L'importanza del viaggio di G. B. Brocchi per la conoscenza dell' Egitto e del Sudan (italienischer Geologe, der im Auftrag Muḥammed ʿAlī's 1822—1826 weite Reisen ausführte). — 382—7 *R. Hartmann, Die Krisis des Islam, Leipzig 1928 (G. Kampffmeyer).

9 (Settembre) Sez. politico-storica: 391—5 Note scambiate il 25 giugno 1928 fra il Governo persiano ed il Ministro d'Italia in occasione dell' abolizione delle Capitolazioni (französ. Text). — Sez. culturale: 424—9 A. Sammarco, L'importanza del viaggio di G. B. Brocchi (fine). — 429—32 E. Cerulli, Pubblicazioni recenti dei Musulmani e dei Cristiani dell' Etiopia. — 434—6 Morte del dotto musulmano indiano sciita Amir ʿAli. R. H.

Zur Besprechung eingelaufen.

445 ʿAbd as-Salām: Ibn Jemīn (in Urdu).
446 Ali, M.: Translation of the Holy Quran (without Arabic Text).
447 Asakawa, K.: The Documents of Iriki. Illustrative of the Development of the feudal Institution of Japan transl. and edited.
448 Ayscough, F.: Tu Fu, the Autobiography of a Chinese Poet, a. D. 712—770.
449 Blunt, A. W. F.: The Prophets of Israel.
450 Brenn, E. W.: Mazungumzo ya Alfu-Lela-Ulela au Siku Elfu na Moja. (The Arabian Nights Entertainments in Swahili.) Kitabu Cha Kwanzu. Vol. I u. II, ed. by F. Johnson.
451 Burns, A. C.: History of Nigeria.
452 Castells, F. de P.: Prehistoric Man in Genesis.
453 Dougherty, R. Ph.: Nabonidus and Belshazzar. A Study of the closing Events of the Neo-Babylonian Empire.
454 Edgerton, F.: The Mīmāṁsā Nyāya Prakāśa or Āpadevī: A Treatise on the Mīmāṁsā System by Āpadeva, transl. into English.
455 Feestbundel, uitgegeven dorr het Klk. Bataviaasch Genootsch. van Kunsten en Wetensch. bij Gelegenheid van zijn 150 jarig Bestaan 1778—1928. I.
456 Frankfort, H.: The Mural Painting of El-ʿAmarneh.
457 Freundorfer, J.: Die Apokalypse des Apostels Johannes und die hellenistische Kosmologie und Astrologie. Eine Auseinandersetzung mit den Hauptergebnissen der Untersuch. F. Bolls: „Aus der Offenbarung Johannis".
458 Frobenius, L.: Monumenta africana. Der Geist eines Erdteils.
459 — Monumenta terrarum. Der Geist über den Erdteilen. 2. Aufl. der „Festlandkultur".
460 — und v. Wilm: Atlas Africanus. Belege z. Morphologie der afrikan. Kulturen. Heft 4, 5 u. 6.
461 Galling, K.: Die israelitische Staatsverfassung in ihrer vorderorientalischen Umwelt.
462 Gaster, M.: Studies and Texts in Folklore, Magic, Medieval Romance, Hebrew Apocrypha and Samaritan Archaeology. I—III.
463 — The Tittled Bible. A Model Codex of the Pentateuch.
464 Glasenapp, H. v.: Die Literaturen Indiens von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.
465 Gour, H. S.: The Spirit of Buddhism.
466 Klamroth, H.: Ägypten, das uralte Kultur- und moderne Reiseland.
467 Ley, E.: Histoire de Finianos, récit en Arabe dialectal du Liban.
468 Lindblom, J.: Micha, literarisch untersucht.
469 Mensching, G.: Buddhistische Symbolik.
470 Moll, F.: Das Schiff in der bildenden Kunst vom Altertum bis zum Ausgang des Mittelalters.
471 Muḥammed Maḥmūd: Aš-Šiʿr an-nisāʾī al-ʿaṣrī wašahīdāt nuǧūmihi.
472 Nizámu'd-dín, M.: Introduction to the Jawámi 'u'l-ḥikáyát wa Lawámi'u'r-riwáyát of Sadídu'd-dín Muḥammad al-'Awfí.
473 Olsson, D.: Kinesisk Historia. En Orientering.
474 Rad, G. v.: Das Gottesvolk im Deuteronomium.
475 Robinson, Th. H., Hunkin, J. W., and F. C. Burkitt: Palestine in General History.
476 Roß, C.: Die Welt auf der Waage. Der Querschnitt von 20 Jahren Weltreise.
477 Schröder, E.: Über die semitischen und nicht indischen Grundlagen der malaiisch-polynesischen Kultur. II.: Das Verhältnis der austronesischen zu den semitischen Sprachen.
478 Schüler, W.: Proben chinesischer Literatur- und Umgangssprache i. Orig. Text mit deutsch. u. engl. Übers. auf Schallplatten gesprochen u. gesungen von Chow Ching-yü und W. Chan.
479 Stein, A.: On Alexander's Track to the Indus.
480 Waite, A. E.: The Holy Kabbalah.
481 Wenger, L.: Aus Novellenindex und Papyruswörterbuch. I.: Bericht über den Stand der Arbeiten am Novellenindex. II.: ΑΓΡΑΦΟΣ in den Rechtsquellen.
482 Wilkinson, J. V. S.: The Lights of Canopus Anvār i Suhailī.
483 Wurm: Handbuch d. Religionsgeschichte. In durchgreif. Neubearb. von A. Blum-Ernst.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski.